
DS195
.K95


OTTO HARRASSOWITZ
LIBRARY AGENT
:LEIPZIG:



Urfa

Im Lande des Blutes und der Tränen

Erlebnisse in Mesopotamien während des Weltkrieges

von

Jacob Künzler



1921.

Tempel-Verlag in Potsdam

Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff) Rudolstadt.

Inhaltsverzeichnis.

---

1. Kriegsanfang.

Wenn ich mich anschicke, meine Erlebnisse und Beobachtungen, die ich in Urfa während des großen Krieges gemacht habe, niederzuschreiben, so geschieht es in erster Linie deshalb, weil ich der einzige Neutrale bin, der all die fürchterlichen Geschehnisse, an denen Urfa reicher denn jede andere türkische Stadt ist, von Anfang bis zum Ende mit angesehen hat.

Bis Ende des Jahres 1917 war auch eine dänische Dame, Fräulein Karen Jeppe, in Urfa. Sie stand in enger Fühlung mit den Armeniern.

Bei Kriegsausbruch war ich mit meiner Familie in Galiläa in den Sommerferien. In einer gewissen Vorahnung, daß große Ereignisse bevorständen, und deshalb in Urfa auf dem Posten zu sein besser wäre, als in Galiläa, entschloß ich mich zu rascher Rückkehr.

Ich hatte mich nicht getäuscht; der Krieg war wirklich ausgebrochen. Auch in der Türkei gingen gleich zu Anfang die Wogen sehr hoch. Der Bahnverkehr zwischen Aleppo und Damaskus wurde für Privatpersonen gesperrt. Mit dem letzten Zuge über Damaskus gelangte ich mit den Meinen gerade noch nach Aleppo.

Zwischen Aleppo und Urfa traf ich die zwei Parlamentsabgeordneten von Urfa, welche dem plötzlichen Rufe nach der Reichszentrale Folge leisteten. Sie fragten mich, ob ich es für gut hielte, wenn die Türkei auf Seiten Deutschlands in den Krieg einträte. Ich erwiderte, das Beste wäre, sich überhaupt nicht in einen Krieg einzulassen, gleichviel, ob auf deutscher Seite oder auf Seite der Entente.

Als ich den einen dieser beiden Nationalräte im Dezember 1917 in Konstantinopel besuchte, erinnerte er mich wieder an diese Unterredung, indem er nun seine Meinung dahin abgab, die Türkei würde besser getan haben, wenn sie sich meiner Meinung gemäß verhalten hätte. So urteilte ein eingefleischter Jungtürke, der mit vielen Gesinnungsgenossen die Isoliertheit der Türkei dazu benutzt hatte, ungehindert die Vertilgung des armenischen Volkes zu betreiben.

Der Ausbruch des Weltkrieges erweckte in mir gleich zu Beginn einen inneren Konflikt. Als Deutschschweizer fühlte ich deutsch, blieb auch bis Kriegsende ein deutsch Denkender. Hierzu mag wohl auch beigetragen haben, daß ich während des Krieges nie andere als deutsche und türkische Zeitschriften zu lesen bekam.

Als ich in Urfa eintraf, war die Mobilisation der Truppen schon in vollem Gange. Die jüngsten Jahrgänge standen bereits unter Waffen, darunter auch die Christen. Eine allgemeine Eintragung aller Männer, vom 15. bis zum 50. Lebensjahre hatte begonnen; auf Unterlassung der Eintragung stand Todesstrafe.

Es konnte sich freilich bei dieser allgemeinen Eintragung nur um Untertanen mit festen Wohnsitzen handeln; die Nomadenstämme der inneren Türkei, obwohl zum Kriegsdienste aufgerufen, kümmerten sich nicht um die Aufforderung der Behörden. Bald erfolgte der Abtransport der bewaffneten Soldaten. Groß kann aber die Begeisterung nicht genannt werden, die die ausziehenden Truppen oder die Bevölkerung an den Tag legten, wenn auch die Musik, wie immer bei solchen Gelegenheiten, die notwendige Stimmung zu erzeugen versuchte.

Jene zwei europäischen Generalinspektoren, der Norweger Hoff und der Belgier Westenenk, welche der Türkei von den Großmächten aufgedrungen worden waren, um in den sechs ostanatolischen Provinzen eine Musterordnung zu schaffen, und welche im Frühjahr 1914 gekommen waren, um ihre Arbeit in der Türkei zu beginnen, reisten bald nach Kriegsausbruch in ihre Heimat zurück. Einer

von ihnen passierte Urfa. Der Stadtkommandant gab ihm das Geleit. Offenbar hatten die Türken diese Männer heimgeschickt. Sie hatten jetzt, wo die Großmächte sich gegenseitig bekämpften, in der Türkei nichts mehr zu suchen.

Ende August 1914 hörte man in Urfa, daß die Armenier von Zeitun sich der Truppenaushebung in ihrem Distrikt widersetzt hätten.*)

Dieses Gerücht war angetan, die moslemische Bevölkerung stutzig zu machen. Sie sagte sich, daß, wenn die Armenier in Urfa es ebenso auf einen Aufstand ankommen lassen wollten, es den Muhammedanern dort nicht gut gehen würde. Zwar waren die Muhammedaner in der Stadt Urfa in der Mehrheit, etwa doppelt so viel als die Christen, aber sie rechneten damit, daß die Christen an Mut und vor allem auch an Geschicklichkeit ihnen überlegen waren.

Als Ende August deutsche Siege in Urfa verkündet wurden und die Muhammedaner jede Siegesnachricht mit Jubel begrüßten, blickten sie mit Argusaugen auf die Armenier. Freuten diese sich mit oder konnte man eine innere Ablehnung bei ihnen spüren; so oder so konnte man seine Schlüsse ziehen. Einzelne Armenier machten auch keinen Hehl daraus, daß nach ihrer Meinung die Deutschen den Krieg nie gewinnen könnten, weil sie zu sehr in der Minderheit seien. Das verbesserte die schon mißtrauische Stimmung gegen sie nicht, und bald konnte man hören, daß die Muhammedaner von den Armeniern nur noch als von der „Verräterischen armenischen Nation" (Melun ermeni millett) sprachen.

Am 10. September wurde in Urfa die Aufhebung der Kapitulationen bekanntgegeben und einen Tag später von den Muhammedanern gefeiert, als ob mit der Aufhebung

---

*) Über die Ereignisse in Zeitun, mit denen die Austreibung des Armenischen Volkes aus seinen altangestammten Wohnsitzen begann, siehe das Werk: „Der Todesgang des Armenischen Volkes" von Dr. Joh. Lepsius, 2. vermehrte Auflage 1919. Potsdam, Tempelverlag.

der Rechte der Europäer in der Türkei für die Türken schon ein großer Sieg errungen wäre.

Da unser deutsches Missionsspital in Urfa, dem ich damals vorstand, bisher trotz vieler Bemühungen noch immer ohne eine amtliche Erlaubnis der türkischen Regierung geblieben war, mußte ich den Versuch machen, durch ein neues Gesuch die offizielle Anerkennung zu erlangen. Unser Spital war ein deutsches Institut. So durfte erwartet werden, daß das Werk der befreundeten und verbündeten Nation, das de facto schon bald zwei Jahrzehnte bestand, von den Türken ohne Bedenken anerkannt werden würde, allein ich will gleich vorweg sagen, daß diese Erwartung getäuscht wurde. Allerdings kam nie eine Antwort von der türkischen Behörde, so daß der Spitalbetrieb weder konzessioniert noch verboten wurde. Jedenfalls verhielten wir uns so, als ob das Spital konzessioniert sei.

Am Tage, da der deutsche Konsul in Aleppo den Hindenburgischen Sieg an den masurischen Seen den Deutschen in Urfa telegraphisch zu wissen gab, waren die Häupter der Urfa-Armenier im Hofe des deutschen Spitals beisammen. Ich machte sie mit der Siegesbotschaft bekannt. Doch sie gaben mir den Rat, solche Nachrichten nicht zu glauben. An einen Sieg der Deutschen könne selbst dann nicht gedacht werden, wenn jetzt auch noch die Türkei an ihrer Seite in den Krieg einträte. Ich konnte nicht umhin, diesen Leuten, welche doch alle zu meinen Freunden gehörten, den Rat zu geben, sie sollten als Angehörige des türkischen Staates sich in diesem oder in ähnlichem Falle größerer politischer Klugheit befleißigen. Es könnte ihnen und ihrem Volke sonst schlecht ergehen. Die Entente sei ferne, das türkische Schwert unheimlich nahe, und die mißtrauischen Moslems in ihrer Siegesstimmung leicht reizbar. Besser daher, vorsichtig und zurückhaltend zu sein, als irgendwie zu bekunden, daß man für die Erfolge der Türken keine Freude aufbringen könne.

Ehe die Türkei noch offiziell in den Krieg eingetreten war, flüchteten schon viele Armeeangehörige aus den Kasernen; aber es waren zunächst fast nur Muhammedaner.

Die jungen Armenier, welche bereits unter den Waffen standen, blieben, so schwer es ihnen oft wurde, unter haßerfüllten Muhammedanern die niedrigsten Dienste tun zu müssen, in jener ersten Zeit bei ihren Formationen. Ein Beispiel davon, was die Christen in der türkischen Armee zu leiden hatten:

Der Lehrer des Deutschen in einer von mir ins Leben gerufenen Schule wurde einberufen. Als früherer Seminarist des syrischen Waisenhauses in Jerusalem hatte er eine gute Vorbildung für den militärischen Unterricht. Eigentlich hätte er von Anfang an Offiziersrang einnehmen können. Zwar übergab man ihm die Leitung der Turnübungen der Rekruten, aber in der Kaserne plagte ihn sein Korporal, der weder lesen noch schreiben konnte, und wies ihm mit Vorliebe die Reinigung der Abtrittgrube zu. Unter solchen Verhältnissen, die allgemein waren, ist es begreiflich, daß die Christen ihrer anfänglichen Bereitwilligkeit zum Militärdienst müde wurden, und bald auch unter ihnen viele waren, die sich zu befreien suchten oder einfach fahnenflüchtig wurden. Der vorerwähnte Lehrer lag in der Kaserne zu Aintab. Von dort fand er als Deserteur den Weg nach Urfa zurück. Er blieb einige Tage versteckt. Darnach konnte ich für ihn eine Stelle beim Bagdadbahnbau finden. Da er aber unvorsichtigerweise seine Abreise zu sehr verzögerte, griff ihn die Polizei, aus deren Händen er erst durch einen „Backschisch" von 200 Franken befreit wurde. Beim Bahnbau stellte er aber dann seinen Mann. Seinem Lande hat er sicher so mehr genützt, als wenn er Soldat geblieben wäre. Bis zu Ende des Krieges blieb er bei der Taurusbaudivision als Hauptrechnungsführer tätig.

2. Auf den Spuren der Diplomatie.

In der zweiten Hälfte des Monats Dezember 1914 erschienen in Urfa, von türkischen Offizieren und Soldaten begleitet, zwei persische Prinzen. Bei einem Ritt ver-

stauchte sich der eine von ihnen, Prinz R. es-Saltane-ed-Dovleh, den Fuß. Mir lag die Pflicht ob, ihn zu behandeln. Als dann die Prinzen weiterreisten, begleitete ich sie als ihr Arzt. Ich sollte bis Bagdad mit ihnen gehen; sie waren von den Deutschen nach Persien gesandt. Als zum Stamme der Kadscharen gehörig, sollten sie Persien und besonders ihren großen Stamm für den heiligen Krieg auf Seiten der Zentralmächte, begeistern. Die letzten acht Jahre hatten die beiden Prinzen in der Schweiz zugebracht. Die russische Regierung hatte sie seinerzeit aus Persien verbannt, weil sie ihr gefährlich schienen. Mit monatlich 4000 Franken, die ihnen die Russen auszahlten, konnten sie in der Schweiz fürstlich leben. Der eine zwar, Saleh es-Saltane-ed-Dovley war im Freiheitskriege der Perser 1912, als Derwisch verkleidet, ohne Wissen der Russen, in seine Heimat zurückgekehrt. Dort angekommen, gab er sich seinen Freunden zu erkennen und forderte dann die monarchistisch gesinnten Perser zum Kampfe gegen die Konstitutionellen auf, welch letztere von dem Armenier Ephrem Chan geführt wurden. Der Prinz hatte aber mit seinen Monarchisten, obwohl ihrer 30 000 gegen 3000 Konstitutionelle standen, den Kürzeren gezogen.

Unsere Reise nach Bagdad ging nur sehr langsam vor sich, sicherlich nicht in der von den Deutschen gewünschten Eile. Auf dieser Reise war es, daß Major Näfis Bey, der Chef unserer Expedition, eines Abends die Armenierfrage anschnitt. Er war ein Führer der Jungtürken, hatte sich anno 1908 bei der Erstürmung der Taschkyschla-Kaserne in Konstantinopel rühmlich hervorgetan. Seine Ausführungen waren deshalb für mich von besonderem Interesse.

„Wir Türken müssen die Armenier", führte er aus, „entweder samt und sonders ausrotten, oder wir müssen sie zur Auswanderung zwingen. Ein Zusammenbleiben mit ihnen in den Grenzen unseres Reiches ist völlig ausgeschlossen."

Da der bei dem Gespräch anwesende Prinz Saleh sich kurz darauf ebenfalls in ähnlicher Weise aussprach, —

vielleicht im Gedanken an die Schlappe, welche ihm Ephrem Chan beigebracht hatte — erlaubte ich mir auch ein Wort zur Sache beizutragen.

„Jedes Volk", sagte ich, „hat ein Recht auf Existenz. Und zwar soll es da leben können, wo es geboren ist. Wer immer gegen dieses Recht verstößt, begeht ein Unrecht, das sich früher oder später rächen wird. Seitdem die Jungtürken sich 1908 mit den freiheitsliebenden Armeniern versöhnt haben, sollten sie schon aus Gründen der Selbsterhaltung mit dem intelligentesten Bevölkerungsteil des Reiches, den Armeniern, Frieden halten". „Und Ihnen, kaiserliche Hoheit", wandte ich mich an den Prinzen, „Ihnen wünsche ich, daß Sie nicht nach Persien kommen, da Sie auch so bedenkliche Ansichten über das Volk der Armenier hegen. Haben nicht auch in Persien hunderttausend Armenier ihre Geburtsstätte?"

Am nächsten Morgen bat mich der Prinz, mit ihm einen Morgenritt zu machen. Bei diesem Ritt kam er auf die Aussprache über die Armenier am Tage vorher zu sprechen.

„Selbstverständlich", erklärte er, „haben die Armenier ein Recht, da wo sie geboren sind, sowohl in der Türkei, als auch in Persien zu leben. Ich hatte gestern die gegenteilige Ansicht nur ausgesprochen, um dem türkischen Major, der ja nicht auf der Höhe der Bildung steht, eine Freude zu machen."

Die beiden Prinzen gelangten nicht nach Persien. In Feludja, der letzten Station vor Bagdad, wurden sie aufgehalten. Ein Eilbote aus Bagdad kam mit dem Befehl des Militärkommandanten, daß die Prinzen nicht weiterreisen sollten, sondern umkehren müßten. Ob dieses Verbot im Einverständnis mit den Deutschen zustande kam, — es waren bereits einige deutsche Offiziere an der Bagdadfront, — entzog sich meiner Kenntnis. Ich konnte darüber auch nichts erfahren. Major Näfis Bey, der anderen Tags nach Bagdad ging und nach zwei Tagen wieder zurückkehrte, ließ nie durchblicken, von wo der Befehl zur Umkehr ausgegangen war. Für die Prinzen war es eine

harte Nuß, so nahe vor den Grenzen ihrer Heimat, ohne hineinzugelangen, umkehren zu müssen. Nachdem wir eine Tagesreise auf dem gleichen Wege, den wir gekommen, wieder zurückgekehrt waren, zogen mich die Prinzen ins Vertrauen. Sie hatten insgeheim einen Fluchtplan beschlossen. Ich sollte daran teilnehmen oder zum wenigsten ihnen bei seiner Durchführung behilflich sein. Ohne auf die Türken zu stoßen und ohne Bagdad zu berühren, wollten sie direkt durch die Steppe nach Persien gelangen. Nun hatte aber Prinz Saleh seine Gemahlin bei sich, welche sich in gesegneten Umständen befand und daher eine so strapaziöse Reise durch die Steppe nicht wagen durfte. Im Falle ich mich nicht entschließen konnte, mich den Prinzen anzuschließen, sollte ich wenigstens die Prinzessin mit nach Urfa nehmen, wo sie ihre Niederkunft abwarten sollte, um später nach Persien gebracht zu werden. Der Plan wäre auch ohne meine Teilnahme ausführbar gewesen. Ich riet aber den Hoheiten dringend ab. Wir mußten annehmen, daß nicht die Türken, sondern die Deutschen über die Prinzen verfügten, weshalb es das Beste wäre, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Zu diesem Rate fühlte ich mich innerlich gedrungen. Auf der ganzen Reise hat Prinz Saleh fast jeden Abend Generalfeldmarschall Hindenburg hochleben lassen. Immer wieder rief er: „Vive Hindenburg!“ Und immer mußte gerade ich es hören. Hieraus schloß ich, daß dieser Orientale, einmal in Persien, sich ebensogut für die Entente entscheiden würde. Meinem Rate, sich zu fügen, wurde Folge geleistet, und so gelangten wir wieder nach Der-Es-Sor. Hier hatten die Prinzen weitere Weisungen abzuwarten. Ich empfahl mich, denn meine Verpflichtung war erfüllt, und reiste nach Urfa zurück. Später erfuhr ich, daß die Prinzen in Konia interniert worden sind. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht.

3. Requisitionen.

Es ist geradezu unglaublich, was alles gleich zu Anfang des Krieges von den türkischen Offizieren requiriert worden ist. Es war für viele von ihnen eine herrliche Zeit. Nichts befand sich in den Lagerstätten, was nicht als zum Kriege nötig, von den Offizieren requiriert wurde. Die Betroffenen bekamen Schriftstücke, handschriftlich ausgefertigt, als Quittung. Das meiste requirierte Gut wanderte indessen in die Privathäuser der Offiziere. Deshalb wurden auch nicht nur zum Kriege nötige Gegenstände abgeholt, sondern alles, was irgendwie Gefallen fand und Werte hatte, wie z. B. Teppiche, Porträts und dergleichen mehr. Hierzu muß ich eine kleine Geschichte erzählen. Ein Offizier requirierte in einem Magazin sieben Säcke Zucker. Er rief einen Lastträger und befahl ihm, sie in seine Wohnung zu tragen. Als der Offizier abends heim kam, fragte er seine Frau, ob nicht sieben Säcke Zucker gebracht worden seien. Die Frau antwortete, nein, man habe nur sechs Säcke gebracht. Am folgenden Morgen traf der Offizier den Lastträger wieder und fragte ihn, wo der siebente Sack geblieben sei. Jener antwortete spöttisch: „Sechs für Dich, und einen für mich als Trägerlohn."

Auch auf der Bagdadreise der Prinzen wurde jeden Tag requiriert. Doch handelte es sich hier nur um nötige Dinge. Aber jeder Kaufmann wußte, daß der als Quittung übergebene Fetzen Papier unbedenklich zerrissen werden konnte, denn eine Bezahlung der hergegebenen Ware würde niemals erfolgen.

In den ersten zwei Kriegsjahren wurden besonders viel Weizen und andere Cerealien requiriert. Die Bauern hatten ihn oft selbst an die Bahnhöfe zu schleppen. Dort wurde er, in Ermangelung von Lagerräumen, im Freien aufgespeichert. Dann kam der Winter, es regnete auf die offen liegenden Vorräte, das Korn keimte, verfaulte und verpestete in weitem Umkreis die Luft. An den Fronten war zur gleichen Zeit Brotmangel. Nur da, wo deutsche

Offiziere waren, wurde für rechtzeitige Unterbringung des Proviants und Verwendung für die Front gesorgt.

4. Böse Aussichten.

Auf der erwähnten Bagdadreise mit den Prinzen war mir klar geworden, daß der Krieg für das armenische Volk böse Zeiten bringen mußte. Die Jungtürken hatten es auf die Vernichtung des Volkes abgesehen. Zweifellos würden sie hierzu die Zeit des Krieges benutzen, durch den die feindlichen Großmächte mit ihrem Einfluß auf türkischem Boden ausgeschaltet waren oder, mit Ausnahme von Amerika, durch die Kriegshandlungen voll in Anspruch genommen wurden. Niemand also würde Zeit finden, sich mit der armenischen Frage zu beschäftigen.

Im März und April 1915 gab es ab und zu in Urfa türkische Siegesfeiern, meist mit großem Pomp. Dabei verhielten sich die Armenier recht kühl, was die Türken wieder schwer reizen mußte. Es wurden dann auch bereits einige Armenier abgefaßt, weil sie nicht mitjubelten. Besonnene Türken machten zwar auch keinen Hehl daraus, daß sie an solche Siege nicht glaubten, allein ihnen geschah deshalb nichts.

Die Fahnenflucht, nicht nur türkischer, sondern auch armenischer Soldaten nahmen ihren Fortgang. Ich will hier eine bezeichnende Stelle aus meinem Tagebuche anführen.

„Februar 1915. Vor einigen Tagen gingen vierhundert Rekruten, darunter auch eine Anzahl Armenier, nach Aintab ab. Hiervon stellten sich in Aintab in der Kaserne noch ganze v i e r Mann ein, und diese alle waren A r m e n i e r. Der sie empfangende Offizier lachte und empfahl den braven Vieren, doch auch noch auszureißen."

Um jene Zeit hielten die Armenier in Urfa jeden Sonntag in ihrer Kathedrale Männerversammlungen ab. Man sprach über die Kriegsereignisse. Ich konnte in diesen Versammlungen zweimal einen Vortrag halten. Bei all diesen

Zusammenkünften berieten die Armenier auch ihre schwierige Lage. Man sagte sich, daß die Türken im Balkankrieg von vier kleinen Völkern geschlagen wurden, und fragte mit Recht, wie es ihnen jetzt gelingen sollte, gegen die Heere der Großmächte standzuhalten. Die Türken der Stadt bedrohten die Armenier fast jeden Tag. Sie sprachen es offen aus: „Wehe euch Armeniern, wenn es den Feinden der Türkei gelingen sollte, als Sieger ihren Fuß auf türkischen Boden zu setzen! Kein Armenier im Innern wird leben bleiben, dafür werden wir sorgen."

Es mußte bei solcher Sachlage die Aufgabe des armenischen Volkes sein, sich im Notfalle vor dem Untergang zu schützen, sich im Falle des Unterliegens der Türkei so lange zu halten, bis die Heere der Entente vom Innern des Landes Besitz ergriffen hatten. Überall, wo sich Armenier befanden, wurden denn auch heimlich Vorbereitungen in dieser Richtung getroffen. Kann man ihnen daraus einen Vorwurf machen? Aber die Türken bekamen von diesen Vorbereitungen Kunde. Viele Armenier begrüßten es, wenn ihre Jungmannschaft als Deserteure wieder heimkehrten. Ängstliche Gemüter aber beklagten diese Rückkehr. Sie mußten ja notwendig zu unerwünschten, polizeilichen Untersuchungen führen.

An einem Aprilabend gab es im armenischen Quartier in Urfa große Unruhe. Man hatte vernommen, daß am folgenden Morgen die armenischen Lehrer arretiert werden sollten. In der Kirche wurde sofort eine Versammlung abgehalten. Die Jungmannschaft riet zum Widerstand, die Alten aber dagegen. Es wurde dann ein weiteres Zuwarten beschlossen.

Am nächsten Morgen erfolgte richtig die Gefangennahme der Lehrer. Ferner fanden verschiedene Haussuchungen statt. Man fahndete nach Waffen und Schriftstücken.

Einige Tage nachher wollten Gendarmen in Garmudj, dem einzigen armenischen Dorfe in der Nähe Urfas, vom Militär desertierte Armenier abfangen. Diese flüchteten auf einen nahen Berg, wo sie sich verschanzten. Die

Gendarmen, welche sie verfolgten, wurden mit Schüssen empfangen. Sie mußten einige Tote auf dem Platze lassen; erst nachdem sie Verstärkungen aus der nahen Stadt geholt, konnten sie sich einiger Deserteure bemächtigen.

Dieses Ereignis verschlimmerte die Lage der Armenier von Urfa wesentlich. Mitte Mai wurden achtzehn der angesehensten Familien von Urfa nach Rakka verbannt, einem Städtchen am Euphrat, 150 Kilometer südlich. Sie durften noch in Wagen, welche sie selbst mieteten, die Reise machen. So kamen sie wohlbehalten an. Aber schon nach wenigen Tagen wurden die Männer wieder nach Urfa zurückgebracht und ins Gefängnis geworfen. Mit ihnen wurden nach und nach noch viele Notable gefangen gesetzt. Dort wurden sie reichlich bastoniert (eine orientalische Strafe: Peitschen der nackten Fußsohlen mit dünnen Stöcken). Das Foltern kam wieder auf die Tagesordnung. Einer meiner Freunde bat mich vom Gefängnis aus um eine lindernde Salbe, da er von drei aufeinander folgenden Bastonaden viele Wunden habe. Die gefangenen Armenier sollten aussagen, wo sie ihre Waffen hätten, sollten sie abliefern. Nun hatte ja jeder Armenier eine Waffe. Auch jeder andere Stadtbewohner hatte Waffen. Kann man doch im Orient selbst in Friedenszeiten nicht unbewaffnet auch nur nach dem nächsten Dorf gehen. Die allgemeine Unsicherheit, das darf man bei der Beurteilung des Orients nicht vergessen, macht den Besitz einer Waffe für jeden Verständigen zur Pflicht.

Ende April 1915 lag ich am Flecktyphus darnieder. Noch in der Rekonvaleszenz — ich konnte kaum einige Schritte gehen —, bat mich der armenische Wartabed, das Haupt der armenischen Gemeinde, doch meine Absicht, nach Aleppo aufzubrechen und die dortigen europäischen Konsuln über die Lage der Armenier zu unterrichten, schnell auszuführen. Mitte Juni war ich in Aleppo. Dort sprach ich zuerst beim deutschen Konsul vor und bat ihn, alles daranzusetzen, um des guten Rufes der Deutschen willen den drohenden Untergang des armenischen Volkes zu verhindern. Wenn dies nicht geschähe, werde die ganze

zivilisierte Welt Deutschland anklagen, am Morde des armenischen Volkes mitschuldig zu sein.

Auch im österreichischen und amerikanischen Konsulat sprach ich in der gleichen Sache vor.

In Aleppo kam ich auch mit Baron Max von Oppenheim zusammen, der mich wie ein Freund begrüßte. Auch ihm unterbreitete ich die Lage des armenischen Volkes in einem schriftlichen Aufsatz. Ich wußte, daß der Baron in diplomatischem Auftrage nach der Türkei gekommen war. So hoffte ich, würde mein Schritt nicht ohne Einfluß sein. Zwar war mir der Baron schon seit Jahren persönlich bekannt, aber nicht als Freund der Armenier.

Oppenheims derzeitige Aufgabe war, im Interesse der Zentralmächte im türkischen Reiche in allen größeren Orten Nachrichtensäle einzurichten. Er übergab auch mir eine Summe Geldes für Urfa, welche ich den Deutschen auszuhändigen hatte, damit auch in Urfa ein Nachrichtensaal eingerichtet würde, in dem Bilder, Telegramme und Zeitungen ausgehändigt wurden.

5. Schicksalsstunden.

Bei meiner Rückkehr nach Urfa, Anfang Juli, stieß ich auf dem Wege schon auf angefressene Armenierleichen; Deportierte, welche an dem Wege liegen geblieben waren; ein sicheres Zeichen, daß die größte Not des armen Volkes begonnen hatte.

In Urfa angekommen, traf ich unseren Apotheker nicht mehr an. Tags zuvor hatten ihn Polizisten aus der Apotheke geholt und gefangen gesetzt. Als Berater der Regierung war dieser Mann seit Kriegsbeginn meist für den türkischen Staat tätig, und konnte dies tun, da ich ihm gestattet hatte, seine Tätigkeit in der Apotheke auf nur eine Stunde am Tage zu beschränken. Einzig deshalb, daß er dem Staate mit seiner großen Umsicht und Tüchtigkeit nicht entzogen werden sollte. Im Gefängnis ward er nie verhört, auch nicht bastoniert, er blieb nur gefangen, bis

ihn das Messer am 12. August niedermachte. Später hörte ich einmal aus Türkenmunde, daß er bei einem angeblich geplanten Armenieraufstand als provisorischer Gouverneur von Urfa ausersehen war. Inwieweit dies auf Wahrheit beruht, entzog sich meiner Kenntnis.

Zwei bekannte Armenier, die Parlamentsmtiglieder Wartkes und Sohrab, kamen in jenen Tagen als türkische Gefangene an Urfa vorüber. Sie durften in Federwagen weiterfahren. Jedoch eine Stunde außerhalb Urfa hat sie das Verhängnis erreicht. Ein sie begleitender türkischer Offizier erschoß sie. Der Stadtarzt von Urfa mußte hinausreiten und ein Todesattest ausstellen. Dieses lautete, daß beide am Typhus gestorben seien. Warum man in diesem Falle auf solche ärztliche Beurkundung Wert legte? Es geschah, so erzählte man, wegen der hohen Lebensversicherungsbeträge, die die Regierung sich aneignen wollte.

Das in Urfa bereits seit Januar bestehende Kriegsgericht wurde im Juli durch ein anderes ersetzt. Die Mitglieder des ersteren waren Urfa-Türken und deshalb nicht scharf genug gegen die Armenier vorgegangen. Die Neuernannten waren Türken von auswärts und machten ihre Sache im Sinne der Jungtürken besser.

Zur Durchsicht der bei den zahlreichen Beschlagnahmungen in armenischen Häusern gefundenen Papiere bedurfte das Kriegsgericht zweier Uebersetzer. Zu diesem Amt wurden der syrische Protestant Aghnatheos und der syrisch-protestantische Pfarrer Ephrem ernannt. Ersterer verstand keine europäische Sprache, nur armenisch, letzterer aber sprach neben seiner armenischen Muttersprache auch türkisch, englisch und etwas französisch. Sehr bezeichnend aber ist, daß dieser Pfarrer, ein Armenier, mitzuwirken gezwungen war. Im Mordprozeß gegen das armenische Volk wird den Richtern ein Armenier beigeordnet, der den behördlichen Plan der Ausrottung seines Volkes mit ausführen muß. Echt türkisch!

Ephrem, der Pfarrer, wurde von der Regierung freilich nicht als Armenier angesehen. Weil er Pfarrer der syrischen Gemeinde war, hielten sie ihn für einen

Syrer. Da er aber ein zartbesaiteter Christ war, bekannte er dem Polizeidirektor, daß er Armenier sei. Dieser fauchte ihn an: Er solle das Maul halten, wenn ihm das Leben lieb sei.

Im Juli, als man bereits wußte, daß auch für die Armenier von Urfa die Schicksalsstunde kommen mußte, betrieben auf Drängen ihrer Frauen einige Armenier eine eifrige Agitation, um durch den Übertritt zum Islam den einzigen noch gangbaren Weg zur Rettung ihres Lebens zu beschreiten. Aber der Erfolg war gering. Die große Mehrzahl der Armenier wollte lieber den Tod, als das verhaßte Bekenntnis zur Religion Muhammeds.

Bereits Ende Juni waren die ersten Deportiertenzüge aus dem Norden, aus Charput und Erzerum, in Urfa angekommen. Wer immer von diesen Unglücklichen konnte, versteckte sich in den christlichen Häusern der Stadt, um dem Weitertransport in die Wüste zu entgehen. Sie erzählten von furchtbaren Erlebnissen, die sie auf der bisherigen Reise gehabt hatten. Das Entsetzlichste war, daß in Urfa nur Frauen und Kinder ankamen. Wo waren die Männer, die doch bei dem Abgange der Menschenzüge vorhanden waren, geblieben? Niemand wußte es, oder richtiger gesagt, jeder wußte es, aber man glaubte die Wirklichkeit aufzuhalten, wenn man das Schreckliche nicht aussprach. Die Wirklichkeit aber war, daß die ruchlosen Werkzeuge einer verblendeten Regierung die Männer von den Frauen getrennt und sie in den Taurusbergen, zwischen Malatia und Samsat in Massen erschlagen hatten. Die bejammernswerten Frauen, die schutzlosen Mütter, die hilflosen Kinder! Wohl denen von ihnen, die bei der Weiterreise starben oder erschlagen wurden.

Gegen Ende Juli erfolgten auch aus Urfa weitere Abtransporte von Armeniern. Diese Verbannten durften nun aber nicht ihre Wagen nehmen, sondern mußten zu Fuß in die Steppe wandern. Wer von ihnen nordwärts in der Richtung nach Diarbekr fortgetrieben wurde, kam nicht weit: außerhalb der Stadtmauern erreichte ihn schon meist das türkische Messer; wer nach der Bezirkshauptstadt

(Aleppo) zu fortgetrieben wurde, konnte eher hoffen, dort einigermaßen heil anzukommen.

Bis Anfang August erfreute sich der oberste Geistliche der Armenier in Urfa noch voller Freiheit. Er ließ mich zu sich bescheiden, um mir die Größe der Not und Bedrängnis darzutun.

„Alles ist dahin. Mein Volk liegt auf der Schlachtbank. Niemand ist, der mir hilft. Wir Armenier sind alle Kinder des Todes. Auch mir sind nur noch wenige Tage des Lebens vergönnt."

Unter einem Strom von Tränen sprach der gebrochene Mann diese Worte. Er bat mich flehentlich, doch nach Europa zu gehen und dort zu versuchen, daß für das sterbende Volk etwas geschehe. Er dachte ja nichts anderes, als daß die europäischen Mächte, wenn sie von der furchtbaren Lage des armenischen Volkes zuverlässige Kunde bekämen, irgendeinen Schritt zur Besserung seiner Lage tun müßten. Ich erwog denn auch eine solche Reise ernstlich. Vor allem anderen wäre ich zu dem zuverlässigsten Freund des Volkes der Armenier, zu Herrn Dr. Lepsius gegangen, denn wenn jemand in Europa in dieser Sache etwas zu tun imstande war, so wäre er es gewesen. So dachte ich in jener Stunde der Erwägung. Allein mir fehlten zur Reise jegliche Geldmittel. Ich wäre, ob man mich von seiten der Türken nach Europa gelassen hätte, was höchst fraglich war, wohl auch schon zu spät gekommen. Außerdem überstürzten sich die Ereignisse. Und die Erfahrung der nächsten Monate hat gezeigt, daß ich dem Rest des unglücklichen Volkes durch mein Bleiben in Urfa mehr gedient habe, als wenn ich eine Reise nach Europa gewagt hätte, mit der Aussicht, wenig oder gar nichts zu erreichen.

In den letzten Julitagen gingen grauenvolle Gerüchte um. Man erzählte, Männer und Knaben seien bis zum 12. Jahre hinunter abgeschlachtet worden.

Am 10. August erschienen in Urfa zwei Türken von Rang, Mitglieder des jungtürkischen „Comités für Einheit und Fortschritt", Ahmed und Chalil Bey. Einer von

ihnen war ein Verwandter des Vize-Generalissimus Enver Pascha. Man berichtete, sie seien von Konstantinopel durch ganz Anatolien gezogen, um überall die armenischen Männer und größeren Knaben töten zu lassen und den Abtransport der verbleibenden Frauen und Kinder anzuordnen. Diesen beiden Henkersknechten waren nun auch die Armenier von Urfa ausgeliefert. Das arme Volk von Urfa sollte es bald zu spüren bekommen, in gleicher Weise wie an anderen Orten. Die erste Tat der beiden Jungtürken in Urfa war der Abtransport der zahlreichen Armenier, die noch in den Gefängnissen lagen. Achmed und Chalil Bey setzten sich kühn über die Urfabehörden hinweg und taten, als ob sie selbst zu regieren hätten. Armenier der Stadt kamen zu ihnen und baten, man möchte doch die aus den Gefängnissen Abzutransportierenden nach Aleppo und nicht nach Diarbekr bringen. Gegen eine hohe Summe Geldes versprachen die beiden, die Bitte zu erfüllen. Am 11. August abends erhielten sie als Zahlung 60 000 Franken. Am anderen Morgen aber brachte man die Gefangenen dennoch auf den Diarbekrweg, und tags darauf wußte man in Urfa schon, daß keiner von ihnen mehr am Leben war.

6. Fort mit den Arbeiterbataillonen.

Es war den Türken im Laufe der letzten Monate gelungen, nach und nach aus den Armeniern der Stadt noch etwa 1000 Männer herauszuholen, welche als Arbeitssoldaten zum Straßenbau in der Nähe der Stadt verwendet wurden. Ein Bataillon arbeitete in Karaköprü, eine Stunde nördlich, das andere in Kudema, fünf Stunden südlich von Urfa. Die Leute arbeiteten tüchtig, und beträchtliche Straßenstrecken waren bereits gebaut. Die beiden Jungtürken ordneten nunmehr die Abschlachtung dieser Arbeiterbataillone an. Erst kam das von Karaköprü an die Reihe. Ein Armenier, der daran beteiligt war, hat sich retten können. Ich habe mir den Hergang von ihm berichten lassen. Ich lasse ihn selbst erzählen:

„Seit mehreren Wochen schon arbeitete ich mit etwa 400 meiner Volksgenossen in den Arbeitsbataillonen an der Straße von Karaköprü. Am 15. August waren zwei von unseren Soldaten ohne Erlaubnis nach Urfa gegangen; als sie anderen Tages wieder beim Bataillon erschienen, wurden sie dicht bei unserem Zelte von kurdischen Dorfbewohnern Karaköprüs angeschossen. Der eine starb sogleich, der andere, nur verwundet, konnte sich unter unsere Zelte retten. Am Abend des gleichen Tages wurden 180 von uns unter Namensaufruf aufgefordert, sich bereit zu halten, da man in der Nacht aufbrechen müsse, um einige Stunden weiter, ein Stück der Straße für Kanonen passierbar zu machen. Nach dem Abendbrot wurde uns befohlen, zu musizieren, was wir oft tun mußten und uns selbst oft eine Freude war in unserem Soldatenleben. Um neun Uhr wurde zur Ruhe geblasen. Zwei Stunden später brachen wir auf. Auf einem Wagen nahm man die nötigen Geräte mit. Einige türkische Gendarmen, welche uns ständig beim Bau der Straßen bewachten, kamen mit. Nach zweistündigem Marsch wurde Halt gemacht, und wir durften eine Zigarette rauchen. Bis jetzt hatten wir noch keine Ahnung, was mit uns geschehen sollte. Daß das Los unseres Volkes sich von Tag zu Tag verschlimmerte, wußten wir ja schon lange. Sahen wir doch bei der Arbeit jeden Tag lange Deportiertenzüge an uns vorüberziehen, und oft genug mußten wir die Leichen in der Nähe umgebrachter Armenier verscharren.

Kaum hatten wir eine Viertelstunde gerastet, als etwa 40 berittene Gendarmen, die aus der Stadt kamen, zu uns stießen. Sie hatten bei sich 15 zusammengekettete Armenier. Die Gendarmen umringten uns. Dann kam der Befehl, auch uns zusammenzubinden. Jetzt wußten wir, was die Stunde geschlagen hatte. Meinen Kameraden raunte ich auf armenisch zu, daß sie sich nicht binden lassen sollten. Aber die Gewehre waren vor unseren Augen geladen worden, deshalb dachten sie, es sei vergeblich, sich zur Wehr zu setzen. Schließlich gebrach es den Mördern an Stricken. So blieben etwa 60 von uns, unter ihnen auch ich, unge-

fesselt. Nun mußten wir weiter marschieren, den Weg zum Tode. Am Morgen kamen wir in Jedikuju an. In diesem Kurdendorf wurden wir nun in verschiedene Häuser verteilt. Ich kam mit den nicht gefesselten Kameraden zusammen in einen großen Hof, wo wir streng bewacht wurden. Im Laufe des Vormittags kamen einige berüchtigte Türken aus der Stadt und musterten uns. Sie wollten sich offensichtlich an der Schießerei beteiligen. Es war inzwischen Nachmittag geworden, als plötzlich der Ruf erscholl: Auf!

Unter schwerer Bedeckung wurden wir vor das Dorf geführt. Hier lag ein Haufen Kleidungsstücke, welche wir als unseren Kameraden gehörig erkannten. Es wurde uns nun befohlen, die Kleider abzulegen. Nur das Hemd durften wir anbehalten. Dann wurden wir, zwei und zwei, mit blutigen Stricken zusammengebunden. Kaum war das geschehen, wurde Marschbefehl gegeben. Nach einem Marsch von wenigen Minuten, an einem Haufen massakrierter Kameraden vorüber, deren Leiber noch im Todeskampfe zuckten, führte man uns auf einen Felsvorsprung. Hier wurden wir von den Gendarmen und jenen Türken, welche aus der Stadt zu uns gestoßen waren, als „Landesverräter“ verhöhnt.

Den vordersten Zweien nahm man nun die Fessel ab. Einer nach dem andern mußte sich jetzt von dem Felsen herabstürzen, aber vorher zwischen zwei mit langen Messern bewaffneten Gendarmen hindurchkommen, welche jeder dem Opfer noch einen Messerstich versetzten. Als die Reihe an mich kam, gelang es mir, den Strick, mit dem ich an meinen Kameraden gebunden war, unauffällig zu lösen, und als an uns zwei der Befehl erging, heranzukommen, ergriff ich schnell einen großen Stein und warf ihn dem einen Gendarmen an die Brust, so daß er fiel. Ich wartete auch nicht, bis der andere Gendarm zustechen konnte, sondern stürzte mich unverletzt schnell vom Felsen. Ein Schuß fiel hinter mir her, der nicht traf. Ich fand unter dem überhangenden Felsen vorläufig einen Schutz.

Nachdem alle 60 Kameraden vom Felsen gestürzt

waren, kamen die Gendarmen und Türken von oben herab, um nachzusehen, wer etwa nach diesem Todessturz noch am Leben geblieben war. Jedes Opfer wurde einzeln an Stricken, welche man an deren Füße band, vom Haufen weggezogen. Axthiebe und einzelne Schüsse sollten dafür sorgen, daß nichts dem Tode entrinnen konnte. Ich lag auf dem Gesicht und stellte mich tot. Als man mich wegschleifte, sagte einer der Gendarmen: „dies scheint der Hund zu sein, der sich gewehrt hat." Gleichzeitig erhielt ich einen Schuß, und fühlte warmes Blut den Rücken herunterrieseln. Als die Erschlagenen sämtlich vom Platze weggeschafft waren, und die Henker sich entfernen wollten, sagte einer von ihnen, daß noch eins der Opfer atme. Im Nu erhielt ich einen Axthieb in den Nacken, denn von mir war gesprochen worden.

Endlich begab sich die Mörderbande auf den Rückweg. Kurz darauf erschien ein Kurde, der rief laut „Bedo, Bedo!" Bedo war einer der Unsrigen, der noch lebte und sich auf diesen Ruf hin etwas bewegte. Der Kurde flüsterte ihm zu, sich hinter einem großen Stein versteckt zu halten, bei Tage könne er ihn nicht retten. Bedo war zwar schwer verletzt, doch der Kurde, welcher ein Geschäftsfreund war, wollte ihn retten. Ob es ihm gelungen ist, weiß ich nicht. Nachdem der Kurde die Stätte verlassen hatte, versuchte ich aufzustehen. Schließlich waren es unserer doch noch fünfzehn, zwar alle sehr schwer verletzt, aber doch noch der Bewegung fähig. Wir berieten, was zu tun sei. Ich schlug vor, in der Nacht noch in die Stadt zurückzukehren. Die Mehrzahl aber hatte hierzu keine Kräfte mehr. So machten sich in der Nacht nur drei Mann auf den Weg. In einem nahen Garten stärkten wir uns etwas durch den Genuß einer Melone.

Nach einigen Stunden nächtlichen Marsches hörten wir eine große Menschenmenge uns entgegenkommen. Wir suchten in einem nahen Weinberge Schutz. Wer waren die uns Entgegenkommenden? Ach, wir erkannten sie: 200 Kameraden von unserem Bataillon, welche vorgestern in Karaköprü zurückgeblieben waren. Sie gingen den gleichen Weg, den wir gegangen.

Ich konnte in jener Nacht nicht mehr weiterwandern, auch meine zwei Gefährten waren am Ende ihrer Kräfte; so beschlossen wir, uns im Weinberge unter den Rebstöcken zu verbergen. Erst in der folgenden Nacht konnten wir Urfa erreichen. Das war am 19. August. In den Straßen sahen wir Erschlagene liegen. Also hatte auch hier ein Massaker stattgefunden. Lange mußte ich vor meinem Hause stehen und klopfen und rufen. Schließlich erkannte meine Frau meine Stimme und öffnete." Soweit der Armenier.

Dem anderen Arbeitsbataillon, welches in Kudema arbeitete, erging es nicht besser. Sein Todestag war der 22. August. Leider habe ich in der Folge keinen Armenier mehr von diesem Bataillon gesehen, obwohl berichtet wird, daß auch dort einige sich retten konnten. Es waren bei jenem Kudemabataillon auch Syrer gewesen. Von einem solchen ließ ich mir berichten, wie es dort zugegangen ist:

„Am Abend", so erzählte der Syrer, „war aus der Stadt eine große Schar gut bewaffneter Gendarmen gekommen. Sie ordneten sofortige Trennung der Armenier von den Syrern an. Alsdann wurden die Armenier zusammengebunden und etwa eine Viertelstunde weit weggeführt. Bald hörte man viele Schüsse. Sehen konnten wir aus der Entfernung nur einen großen Menschenknäuel. Aber es war uns klar, daß unsere armenischen Kameraden jetzt abgeschlachtet wurden. Aus allen umliegenden Araberdörfern sahen wir Araber auf den Knäuel zureiten. Wir hörten zwischen den Schüssen auch die kräftigen „Lilililili"-Rufe der Araberfrauen. Wir kannten diese Rufe, weil solche bei den Muhammedanern in Kämpfen üblich sind. Muhammedanische Frauen pflegen so ihre Männer zu dem Werk der Christentötung anzufeuern. Nach einiger Zeit sahen wir einen Menschentrupp nach den nahen Bergen zu flüchten, auf den die Türken schossen. Erst als es völlig dunkel geworden war, hörte das Schießen auf. Als die Gendarmen ins Dorf zurückkehrten, dachten wir Syrer, daß nun die Reihe auch an uns kommen würde. Wir hatten uns mit La-

ternen zu versehen, und mußten in der Richtung des Abschlachteplatzes gehen. Dort angekommen bekamen wir Befehl, unter einem Haufen noch zuckender Leichname einen toten türkischen Offizier und zwei ebenfalls tote Gendarmen herauszusuchen und sie nach dem Dorfe zu bringen. Am folgenden Morgen wurden die drei toten Türken auf einen Wagen geladen und nach der Stadt gebracht. Wir aber mußten die getöteten Armenier in einen tiefen Brunnen werfen. Es waren unter ihnen mehrere, welche noch atmeten, einer konnte sogar noch laufen, er stürzte sich freiwillig in den Brunnen. Als die Toten und Halbtoten alle versenkt waren, mußten wir den Brunnen vermauern und Erde und Asche darauf häufen. Von dem uns bewachenden Gendarmen erfuhren wir, wie es gestern zugegangen. Als das Abschlachten begonnen hatte und die Reihe an einige starke Garmudj-Armenier kam, warfen sie mit der noch freien Hand Steine gegen den Gendarm, der den Schlächter abgab. Dieser fiel nieder. Im Nu entrissen sie ihm das Messer und schnitten sich den Strick durch. Dann nahmen sie dem Gendarm auch das geladene Gewehr und erledigten damit einen Offizier und zwei Gendarmen. Im nächsten Augenblick aber wurden sie selbst von anderen Gendarmen getötet. Diesen unerwarteten Zwischenfall benutzten andere der harrenden Armenier, schnitten den Strick durch, mit dem sie zusammengekettet waren, und flohen, eine ganze Anzahl, in die nahen Berge. Das war der flüchtende Trupp, den wir von weitem sahen."

7. Der 19. August.

Am 19. August nahmen türkische Polizisten im armenischen Stadtquartier Haussuchungen vor. Sie fahndeten nach fahnenflüchtigen Armeniern. Aus einem Hinterhalte wurde dabei plötzlich auf die Polizei geschossen. Ein Polizist fiel, zwei andere flohen und alarmierten die Polizeistation. Sobald die zwei aus Konstantinopel gekommenen Komiteemitglieder von dieser Tat gehört hatten,

gaben sie dem Pöbel den Befehl: „Nieder mit den Gjaurs (Ungläubigen), was zögert ihr noch?"

Dieser Ruf ward nur zu willig aufgenommen. Wer keine Waffe bei sich trug, eilte sie zu holen schnell nach Hause, wer eine bei sich hatte, beteiligte sich sogleich an der Vernichtung der Christen und nahm den ersten besten, dessen er gerade habhaft werden konnte, aufs Korn. Vom Spital aus sah ich, wie die Kurden in ihr Stadtquartier, das, wie unser Spital, außerhalb der Stadt war, eilten, in wenigen Augenblicken mit Waffen versehen aus den Häusern zurückkamen und dann nach dem Markt rannten. Vor Sonnenuntergang sollten noch möglichst viele Christen in den Tod geschickt sein. Glücklicherweise aber hatten gleich, nachdem sie die ersten Schüsse hörten, die meisten Armenier schon ihre Verkaufsstätten im Markte geschlossen. Andere wurden von wohlgesinnten Muhammedanern genötigt, sich schnell nach Hause zu begeben. Leider aber hatten nicht alle rechtzeitig Kunde von der sie bedrohenden Gefahr; mancher, der auf dem Heimweg begriffen war, mußte dran glauben, bevor er sein Heim erreichen konnte. Es war eine gräßliche Menschenjagd, ein entsetzliches Gemetzel.

Der Schneider Keworк war mit seinen vier Gesellen in seinem Laden auf dem Markte so sehr mit seiner Arbeit beschäftigt, daß er von den unheimlichen Vorbereitungen der Kurden und Türken nichts gemerkt hatte. Seine Arbeitsstätte lag in einem Ausläufer des Marktes. Dahin mußte die Meute zuerst gelangen. Lange dauerte es nicht, da waren die Henker da. Noch ehe Kework sich der Gefahr recht bewußt werden konnte, hatte ein scharfes Messer ihm den Hals durchschnitten. Nicht einer von seinen Gesellen konnte entrinnen. Sich wenigstens mit der Scheere zu wehren, kam keinem in den Sinn. Ein Strom von Blut floß über die Schwelle der friedlichen Schneiderwerkstatt. Ich habe anderen Tages noch die Blutlache auf der Straße gesehen. Die fünf toten Leiber lagen im völlig ausgeplünderten Laden. Auch viele Syrer kamen an diesem Tage um, denn die Mörder machten zwischen

Syrern und Armeniern keinen Unterschied; beides waren Christen, also „Ungläubige“. Als auf den Straßen kein Christ mehr war, eilte der Pöbel nach dem armenischen Viertel. Inzwischen war es Nacht geworden. Aus den Armenierhäusern fielen einige Schüsse. Damit hörte das Massaker für diesen Tag auf.

Es war in der Dämmerstunde, ich war im Spital geblieben und nicht wie sonst abends in den eine Stunde entfernten Weingarten zu meiner Familie geritten. Die Armenier im deutschen Missionsspital bedurften heute meines Schutzes und Trostes.

Nahe beim Missionsspital steht ein großes, festungsähnliches Haus, das der kinderreichen Familie des Fleischers Schiko gehörte. Schiko besaß sieben erwachsene Söhne, von denen zwei in der Richtung nach Diarbekr in den Tod geschickt worden waren. Auf dieses Haus hatte es an jenem Abend der kurdische Pöbel noch abgesehen, als er von seinem blutigen Handwerk am Markt und in der Stadt zurückkehrte. Doch die zwei starken und fest verriegelten Tore widerstanden den Anrennenden. Die Bande wußte, daß von den Männern nur der alte Schiko mit seinem ebenfalls alten Bruder zu Hause war. Aber die Kurden schrien so laut, daß wir es im Spital mit Schrecken hörten. Sie verlangten die beiden Alten und wollten noch in der Nacht alle Frauen im Hause mißbrauchen. Sie schrien das unter fanatischen Fluchen und Schimpfen in alle Winde.

Ich erhielt gerade die zwei vom Gouverneur erbetenen Gendarmen zum Schutze unseres Spitals. Mit diesen mußten noch andere Gendarmen in dieses Stadtquartier gekommen sein. Ich bat sie alle, doch für Ruhe zu sorgen. Das taten sie denn auch und vertrieben die gierig nach Blut und Befriedigung roher Lüste dürstende Menge.

Am andern Morgen fand ich den alten Schiko tot vor seinem Hause liegen. Er hatte sich für die Seinen geopfert, in der Hoffnung, daß man dann von den Frauen und Kindern ablassen würde. Den Bruder, der sich ver-

steckt hatte, zog ich anderen Tages selbst aus einem engen Versteck hervor.

Ich konnte erst wieder zu den Meinigen gehen in den Weingarten, als Ruhe in der Stadt und in unserem Stadtteil eingetreten war. Im Garten hatten die Meinigen zum Glück von den Vorgängen in den Straßen der Stadt nichts gehört. Am folgenden Morgen aber, sehr frühe noch, ehe ich in die Stadt zurückritt, begann eine Schießerei in einem benachbarten Weingarten. Reiter aus der Stadt waren gekommen und machten auf Armenier Jagd, welche in jenem Nachbargarten Unterschlupf gefunden hatten. Nachträglich hörte ich, daß man aus Karaköprü geflohene Armenier suchte. Sie wurden niedergeknallt. Man denke sich die Angst derjenigen Armenier, welche in meinem Weingarten waren. Es waren ihrer schon damals eine stattliche Zahl, die bei den Meinen im Garten Schutz gesucht und gefunden hatten. Sie alle baten mich um alles, sie jetzt nicht zu verlassen. Allein ich war in der Stadt dringend nötig. Wie sollten die im Spital fertig werden, und was würde dort geschehen, wenn es bekannt wurde, daß ich nicht anwesend sei?

Wir bemerkten noch gerade, daß die Gendarmen, nachdem sie jene Flüchtlinge getötet hatten, sich wieder zur Stadt zurückbegaben. So war vorläufig für meine Leute im Weingarten nichts mehr zu befürchten. Als ich dann im Spital anlangte, fand ich dort bereits alle Insassen des Schiko-Hauses vor. Sie erklärten, im Schutze des Spitals bleiben zu müssen. Ich konnte sie nicht wieder wegschicken. So verteilte ich sie denn auf Spital und meine Privatwohnung.

Noch vor der Mittagsstunde machte ich dem türkischen Gouverneur einen Besuch. Ich dankte ihm, daß er meiner Bitte um Schutz des Spitals so bald entsprochen hatte. Ferner bat ich um dauernden Schutz, bis wieder ruhige Zeiten eingekehrt seien. Desgleichen machte ich meinem Empfinden Luft über die Ereignisse des gestrigen Tages. Der Gouverneur bedauerte den Vorfall ebenfalls, sagte

aber, daß es ihm jetzt gelungen sei, die Ruhe wieder herzustellen, er könne versichern, daß so etwas nicht wieder vorkommen würde.

Es war auch tatsächlich an dem Tag ruhig in der Stadt. Das Morden hatte nicht wieder begonnen, es war aber den geängsteten Christen nicht zu verargen, daß ihrer keiner an diesem und darauffolgendem Tage das Haus verließ. Am Abend machte ich mit meiner Frau noch einen Gang ins Syrerquartier, um dort Freunde zu trösten. Wir mußten aber über Leichen schreiten. Modergeruch begann bereits die Luft in den Straßen zu erfüllen. Obwohl die Türken die Christen aufforderten, die Toten zu beerdigen, wagte sich doch keiner von ihnen heraus. Schließlich mußten die Türken selbst die Leichen sammeln. An Stricken wurden sie, auf dem Gesicht liegend, durch die Straßen geschleift und in einem Massengrab verscharrt.

Es war anzunehmen, daß im armenischen Quartier noch mancher Verwundete lag, der sich nicht aus dem Hause traute. Am dritten Tage erschienen verwundete armenische Frauen in unserer Klinik. Die verwundeten Männer kamen aber erst mehrere Tage später.

Am Massakertage fiel auf der Straße auch der in der türkischen Handwerkerschule angestellte Schneidermeister Hagop dem Jungtürken Achmed Bey in die Hände. Hagop fiel ihm zu Füßen und bat um Erbarmen. Der Bey zog seinen Revolver und knallte ihn nieder mit den Worten: „Dies ist Erbarmen für dich Armenierhund.“

Unser Apothekergehilfe, der am 19. August, kurz vor Ausbruch des Sturmes, sich auf die Post begeben hatte, war nicht zurückgekehrt. Wir mußten annehmen, daß er ein Opfer geworden war. Doch am andern Morgen erschien er wieder. Der Türke, welcher ihn in seinem Hause versteckt hatte, brachte ihn selbst.

Kein Armenier in unseren Häusern war in den nächsten Tagen zu bewegen, das Haus zu verlassen, obwohl die Regierung hatte ausrufen lassen, daß den Armeniern nichts geschehen würde. Ich mußte deshalb die nötig

werdenden Einkäufe selbst machen oder Muhammedaner hierzu anstellen.

Nun muß man aber wissen, daß in Urfa wie fast überall im türkischen Reiche das Handwerk fast ausschließlich in den Händen der Armenier liegt. Mit Mühe nur gelang es der Regierung in Urfa, um wenigstens für die nächsten Tage Brot zu haben, die armenischen Bäcker aus ihren Häusern und Verstecken herauszubekommen. So hielt in den nächsten Wochen stets vor jedem Bäckerladen ein Gendarm Wache zum Schutze der armenischen Bäcker. Armenier anderer Berufe, welche nicht unbedingt dazu gezwungen waren, erschienen wochenlang nicht wieder auf der Straße.

8. Deportierte aus dem Norden.

Urfa war für Hunderttausende jener unglücklichen Deportiertenzüge, die aus dem Norden, den Wilajets Siwas, Erzerum und Mamuret ul Aziz kamen, zum Durchgangspunkt nach der mesopotamischen Steppe geworden. In immer traurigerer und trostloserer Verfassung trafen diese Züge in Urfa ein. Bei den Deportierten befanden sich keine Männer mehr, die Züge bestanden nur aus Frauen und Kindern im Alter von 4 bis 12 Jahren. Die Berichte derjenigen, welche sich aus den Lagern wegstehlen und zu uns oder ins armenische Quartier fliehen konnten, waren derart, daß man das Unsagbare, wofür die Zunge keine Worte hatte, in entsetzlicher Scheußlichkeit vor Augen sah. Es waren Tausende gewesen, welche jeweils gleichzeitig zusammen aufgebrochen waren, aber nur kleine Trupps von den Tausenden kamen noch in Urfa an. Und das war die Regel bei allen Zügen. Und jeder Deportiertenzug brachte uns Berichte von Erlebnissen, die in ihrer Ungeheuerlichkeit oft genug mit den Sinnen nicht zu fassen waren.

Diese Vorgänge mußten bei den Urfa-Armeniern jede Hoffnung, als ob sie selbst verschont bleiben könnten, schwinden lassen. Nachts hielten sie in ihren Häusern

heimlich Versammlungen ab, um in ihrer trostlosen Lage miteinander Rat zu pflegen. Wie der Ertrinkende sich noch an einem schwachen Strohhalm festzuhalten sucht, so hatten die Geängsteten als trügerischem Rettungsseil auch noch eine Hoffnung: Die Heere der Entente! Die, glaubten sie, seien die Einzigen, die Rettung bringen könnten. Man beriet, was man tun könne, kam aber nie zu einem Entschluß. Was konnten sie auch tun? An ein Sichzurwehrsetzen war nicht zu denken. Die Blüte der Jugend war dahingerafft. Besonders der 19. August hatte ihnen wieder mehr als 100 Männer genommen, dazu die vernichteten beiden Arbeitsbataillone. Ab und zu tauchte wieder ein auswärtiger Deserteur auf. Diese Deserteure bearbeiteten dann stets die Volksgenossen, sich einem Abtransport, wenn er erfolgen sollte, zu widersetzen.

Um die Art der Deportationen zu beleuchten, möchte ich hier Erlebnisse wiedergeben, wie sie die Frauen, welche nachmals in unserem Dienste standen, mir berichtet haben. Ihre Aussagen sind nach meiner Überzeugung völlig wahrheitsgetreu.

1. Wartar Kasandjian aus Adiaman berichtet: „Alle unsere Männer waren bereits abgeführt und, wie wir erfahren hatten, getötet worden, als an uns Frauen und Kinder der Befehl erging, auszuwandern. Eine große Menge Frauen gingen darauf zum Gouverneur, ihn zu bitten, er möge sie nicht erst wegschicken, sondern sie lieber an Ort und Stelle töten lassen. Diese Todesart wenigstens wollten wir als einen Gnadenakt erbeten haben; allein diese Gnade wurde nicht gewährt, wir mußten wandern.

Von unserer Stadt Adiaman bis zum Euphrat bei Samsat kann man in zehn Stunden gelangen. Diesen Weg legte unsere Menschenkarawane in zehn Tagen zurück, so sehr wurden wir absichtlich die Kreuz und Quer geführt. Viele von unseren jungen Frauen und Mädchen waren uns auf dem Wege bis zum Euphrat schon abhanden gekommen. Die ersten zwei Nächte wurden wir nicht geplagt, aber dann zwang man uns jede Nacht, junge

Mädchen herzugeben, welche am folgenden Morgen entehrt wieder zurückkamen. Einmal wagte man es, den Lüstlingen statt der Mädchen junge Frauen zu geben. Am folgenden Morgen wurden die Mütter, welche sich diesen Betrug erlaubt hatten, niedergeschossen.

Um die zwölfjährige Tochter meiner Schwester zu retten, schwärzte ich ihr das Gesicht, um sie unkenntlich zu machen; in den Arm gab ich ihr einen Säugling. So gelang es, die Gendarmen und Kurden, welche uns umgaben, bis wir nach Urfa kamen, zu täuschen; sie hielten meiner Schwester Tochter für eine junge Frau. Als wir nach Urfa kamen, hatt sie bereits den dritten Säugling im Arm, die anderen waren dem Leiden und Hunger erlegen.

Am Euphrat mußten wir viele Tage bleiben. Hier nahm man uns unser Geld ab und raubte unsere Ehre. Wer Geld nicht geben konnte, wurde in den Fluß geworfen. Einer Frau, von der man Geld zu erpressen hoffte, wurde ein Strick um den Leib gebunden und sie so ins Wasser geworfen. Nach einer Weile zog man sie wieder heraus und fragte sie, ob sie nun Geld herausrücken wolle? Doch sie besaß keins mehr. Wieder wurde sie angebunden ins Wasser geworfen. Da gelang es ihr, den Strick zu lösen, und freiwillig in den Fluten unterzugehen. Schließlich gingen der Karawane die Nahrungsmittel aus. Nur zu Wucherpreisen konnten wir noch etwas Eßbares von den Kurden erhalten. Auch der Weg jenseits Samsat bis nach Urfa kann in 10 Stunden zurückgelegt werden; wir brauchten aber acht Tage dazu. Beim Auszuge aus Adiaman waren wir 2000 Personen gewesen, in Urfa kamen wir nur noch mit 400 Köpfen an. Diese 400 waren fast alle krank oder vor Hunger dem Sterben nahe.

In Urfa hatte ich Verwandte. Zu ihnen wollte ich mich flüchten. Deshalb erspähte ich einen günstigen Augenblick, mich von der Karawane zu entfernen. Es gelang mir auch. Allein auf dem Wege ergriff mich ein Türke, der mich in eine nahe Höhle schleppen wollte. In meiner Angst nahm ich meine letzte Geldrolle hervor und gab

sie dem Wüstling, indem ich sagte, sie enthielte 50 Goldstücke. Erstaunt hierüber ließ er mich los, und ich floh der Karawane nach. Es waren aber nur 50 Viertelmedjidiehs (Silberfranken) gewesen. An einem der folgenden Tage hatte ich Tote zu begraben, dabei gelang es mir, in das deutsche Missionsspital zu entweichen.

Als jedoch die Bevölkerung später auch aus dem Spital abtransportiert wurde, mußte ich aufs neue wandern. Bis nach Akdjèkalé wurden alle aus den Missionshäusern fortgeführten Frauen und Kinder gut behandelt. Der Typhus wurde bald für viele ein barmherziger Erlöser. Wer aber nicht von ihm befallen wurde, mußte weiterwandern. Wer auf dem Wege krank wurde, blieb am Wegrande liegen; niemand kümmerte sich um ihn.

Ich mußte auch mit nach Rakka wandern. Schauerlich war diese Reise. Es gab nichts zu essen, nichts zu trinken. Nach vielen Tagen erst sahen wir die Stadt Rakka aus weiter Entfernung winken. Dort hofften wir uns in den Fluß werfen zu können. Allein ganz dicht vor der Stadt hieß es plötzlich, wir dürften wieder nach Urfa zurückkehren; der Sultan habe uns begnadigt. Eine letzte Hoffnung peitschte unsere todesmatten Herzen wieder auf. Aber nur wenige sind bis Akdjèdalé wieder zurückgelangt. Dort wurde ich krank. Die anderen kamen bis in die Nähe Urfas, als aber die Stadt in der Ferne sichtbar wurde, mußten sie wieder nach Rakka zurückkehren. Grauenvoll war das. Als ich in meiner Krankheit wieder erwachte, befand ich mich in einem Araberhause. Ich wurde sehr gut verpflegt, und als ich wieder einige Schritte zu gehen vermochte, nahm mich der Araber und brachte mich auf einem Esel in das Spital zurück nach Urfa."

2. Almast Tamassian berichtet: „Zur Zeit des Massakers von 1915 waren meine Eltern genötigt, von Divrik nach Siwas auszuwandern. Dort durften wir unter dem Schutze einer amerikanischen Missionarin, Miß Bewer, leben. Meine Mutter hielt viel von einer guten Schulbildung, und so wurden alle ihre Kinder, sieben an der Zahl, in die Missionsschulen geschickt. Ich erhielt

meine Ausbildung als Lehrerin bei den Amerikanern in Charput. Mein einziger Bruder wurde Apotheker. Mit all unseren Verwandten bildeten wir eine große Familie. Alle hatten wir zusammen mit Tausenden von Volksgenossen die schreckliche Deportationsreise zu machen. Die ersten paar Reisetage verliefen ganz gut, es hatten uns amerikanische Missionare begleitet. Dann aber wurden diese von der Regierung zurückgesandt. Kaum hatten sie uns verlassen, begannen unsere großen Leiden. Das erste war, daß man uns alle unsere Männer nahm. Vor unseren Augen wurden sie zuerst schrecklich gefoltert und dann, — oft sehr langsam — getötet. Tausende von Frauen und Kindern wurden in den Fluß, Kirk Gjös, geworfen. Danach ging es über Berge, wo kaum ein Fuß gehen konnte. Nie mehr wurden wir an einem Dorfe vorübergeführt. Tagelang haben wir weder Brot noch Wasser bekommen. Den größten Verlust an Menschenleben aber hatten wir am Euphrat in der Nähe von Samsat. Mehr als 10 000 wurden hier den Fluten übergeben. Jenseits des Flusses hatten wir eine Woche lang zu warten. Hier wurde uns Überbliebenen alles Geld und uns Mädchen die Ehre geraubt. Es wurde dunkel auch in der frömmsten Seele. Solange man noch etwas Geld hatte, konnte man seine Ehre noch retten, aber wenn dies ausgegangen war, dann war auch das nicht mehr möglich.

Infolge der Unmöglichkeit, seine Kleider zu wechseln oder sich zu waschen, nahm der Schmutz und der Gestank überhand. Viele von uns hatten auch Schwert- und Messerwunden, die nicht gepflegt werden konnten. So sah man denn am Leibe dieser Unglücklichen die Würmer herumkriechen. Man konnte solche armen Menschen kaum mehr ansehen. Aber es bemächtigte sich schließlich unser eine Stumpfheit sondergleichen, in der auf uns nichts mehr Eindruck machte.

Als wir endlich weitergetrieben wurden, mußten wir eine Woche lang über tote, verwesende Körper wandern. Schließlich wurden wir auf einen Berg geführt, wo uns eine große Schar Kurden umgab. Sie beraubten uns

aller unserer Kleider. Meine Schwester konnte den Berg nicht erklimmen, sie war gänzlich von Kräften und dem Tode nahe. Da bat sie mich, sie doch mit einem Stocke zu erschlagen, damit sie nicht aufs neue den Peinigern in die Hände falle. Aus ihren Haaren zog sie ihr letztes Geld und gab es der Mutter. Doch ein Kurde hatte es gesehen, und im nächsten Moment entriß er es der Mutter. Es war so ziemlich unser letztes Geld. Die Schwester mußten wir zurücklassen, auf Nimmerwiedersehen. Jenseits des Berges angekommen, gebar die Frau meines Bruders. Auch nicht ein Fetzen Kleid war zu finden, mit dem wir das Neugeborene hätten einwickeln können; wir selbst hatten nichts mehr auf dem Leibe. Auf der Weiterreise kamen wir an einem Brunnen vorbei, der voll verwesender Menschenkörper war. Als wir an den nächsten Brunnenschacht gelangten, warf man uns hinein; in der Tiefe aber lagen zahlreiche Tote, auch wenig Wasser war vorhanden, so daß nicht alle Hinabgeworfenen starben. Von oben warf man Steine herunter, wen es traf, war erlöst. Leider traf mich kein Stein. Auch eine meiner Schwestern blieb in dieser Hölle am Leben. Die Nacht über blieben wir in dem Brunnen in entsetzlicher Moderluft. Tausendmal wünschten wir uns den Tod. Als am andern Morgen niemand mehr erschien, der das Werk der Barmherzigkeit, Steine in den tiefen Schacht zu werfen, verrichtete, überlegten wir, was zu tun sei. Etwas Geld für die mögliche Rettung und den neuen Leidensweg fanden wir bei den Toten. Wir wußten, daß es meist in den Haaren versteckt wurde. So brachten wir einige türkische Pfund zusammen, die wir, als sich noch einmal ein Kurdenkopf oben zeigte, klingen ließen. Der Kurde verstand. Er zog uns beide heraus, nahm das Geld als Lohn, und wir waren vorläufig der Hölle entronnen. Mit welcher Gier sogen wir die reine Luft ein! Drei Tage irrten wir in den Bergen umher. In einer Nacht verlor ich die Schwester. Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Nun blieb ich ganz allein. Wohin sollte ich mich wenden? Schließlich erblickte ich einen Schafhirten, bat ihn, mir den Weg zu zeigen,

der in die nächste Stadt führt. Doch er sagte, daß es hier keine Stadt gäbe, daß aber unweit von hier die Deportiertenstraße sei. Auf diese wies er mich. Bald gelangte ich denn auch wieder zu Deportierten. Es waren Gruppen meiner Landsleute, welche sich hier, der Ort hieß Mohammed Chan, zusammengefunden hatten. Von meinen Verwandten war aber niemand unter ihnen. Von hier nahm mich ein vornehmer Mohammedaner mit nach Urfa. Er hieß Mohammed Chalil und gehörte zu den Reichsten der Stadt. Doch ich war schwer krank, als ich ankam. Da es nicht besser mit mir wurde, sandte er mich in das Missionsspital. Weil hier kein Platz war, gelangte ich in den Hof der syrischen Kirche, wo noch andere Elende gleich mir den Tod mit Sehnsucht erwarteten. Schließlich sagte mir eine Frau, ich solle doch zu Künzlers gehen, die allen Armeniern helfen. Ich machte mich auf den Weg, es war nur eine Viertelstunde bis zum Hause Herrn Künzlers, allein ich brauchte bei meiner großen Schwachheit drei volle Stunden zu diesem Gang. Im Fieber erreichte ich das Haus, bekam Kleider, Schutz, Hilfe und Medizin. Damit hatte mein größtes Elend ein Ende. Nach und nach erholte ich mich wieder. Und als Herr Künzler nach dem Waffenstillstand ein Waisenhaus eröffnete, wurde ich in demselben Lehrerin des winzigen Ueberrestes meines Volkes."

3. Die Erlebnisse der Yechsa Bedrossian. „Es war am 10. Juli 1915, als ich mit etwa 2000 Männern, Frauen und Kindern meine Heimat Charput verlassen mußte. Mein Mann lebte in Amerika. Ich konnte etwas Geld, Kleider, und auf einem Esel auch Bettwerk mitnehmen. Meine zwei Töchter, 10 und 12 Jahre alt, mußten mitgehen. Die ersten paar Tage verliefen ohne jegliche Plage von seiten der umwohnenden Türken oder der uns begleitenden Gendarmen. In der Gegend von Malatia wurde Halt gemacht. Als Deportiertenzüge aus Erzerum und Siwas zu uns gestoßen waren, ging es weiter, doch nicht, wie wir gehofft, nach Malatia, sondern südwärts über die steilen Berge des

Taurus. Oft mußten wir auf allen Vieren über die Felsen klettern. Dabei erlagen viele Kinder und Alte den übergroßen Strapazen. An Beerdigung der Gefallenen konnte nicht gedacht werden. Sie blieben liegen, wo sie fielen, eine willkommene Beute für die wilden Tiere. Unser Gepäck hatten wir längst weggeworfen, denn auch die Esel, welche wir beim Aufbruch mitgenommen, hatte man uns gezwungen, zurückzuschicken. Im Hochtale, das zwischen Malatia und Adiaman liegt, plünderten uns die umliegenden Kurden aus. Unsere Männer nahmen sie uns weg. Sie wurden etwas abseits geführt und getötet. Wir waren schon so weit, daß wir auch gern in den Tod gegangen wären, wenn wir nur gewußt hätten, was mit unseren Kindern geschähe. Auf dem weiteren Wege bis nach Samsat kamen uns die meisten jungen Frauen und Mädchen abhanden. Von den Kurden der Gegend holte sich jeder von den Frauen und Mädchen, was ihm beliebte.

Jenseits des Flusses, auf Urfa-Boden, erreichten unsere Leiden den Höhepunkt. Wasser erhielten wir nie, ohne dafür Gold bezahlt zu haben. Mit Gewehrkolben wurden wir von den Brunnen weggetrieben. An einer großen Quelle, wo wir einige Tage rasteten, wurden wir völlig aller Geldmittel und jeglichen Schmuckes beraubt. Viele Petroleumbleche — die bekannten zum Petroleumtransport im Orient dienenden Kästen — voll Gold und Schmuck fiel den Räubern in die Hände. Als nichts mehr aus uns herauszuholen war, wurden wir in eine Steinwüste getrieben. Hier umringten uns eine große Zahl Kurden. Sie entkleideten uns und nahmen von den abgelegten Kleidern alles in Besitz, was noch einen gewissen Wert hatte. Bei dieser Entkleidung kam es heraus, daß unter uns auch einige halbwüchsige Knaben als Mädchen verkleidet gewesen waren. Diese wurden augenblicklich in Stücke gehauen. Jetzt trieben die Kurden uns, eine große, nackte Schar von etwa 2000 Mädchen und Frauen, auf einen engen Platz, und nun begann das Fürchterliche. Von allen Seiten wurde auf uns eingeschossen. Ein fürchter-

liches Gedränge entstand. Wer am Rande stand, wurde niedergeschossen, wer im Gedränge war, erstickte. Ich selbst entging nur dem Tode, weil ich auf tote Körper zu stehen kam. Auch meine beiden Töchter konnte ich mit unsäglicher Mühe zu mir auf den erhöhten Platz ziehen. Sie waren ganz blau am Körper. Es waren nur noch einige Hundert von uns am Leben, als die Kurden uns verließen. Gendarmen, welche uns weitertreiben konnten, waren auch keine zu sehen, so blieben wir auf der Erde sitzen, jeder seine letzte Stunde ersehnend. Am andern Tage mußten wir weiter, denn der Verwesungsgeruch war fürchterlich. Meine beiden Kinder schrien Tag und Nacht mit leiser Stimme: „Mairik Haz, Mairik Haz!" (Mutter Brot, Mutter Brot.) Als einige kurdische Reiter des Weges kamen, bat ich sie, doch meine beiden Töchter mit sich zu nehmen. Nächst Gott, seien sie ihnen befohlen! Sie nahmen sie mit sich. Was aus ihnen geworden, weiß ich nicht, ich sah sie nie wieder. Weinen konnte ich bei ihrem Weggange nicht mehr, mein Tränenstrom war versiegt. Ich wünschte nur eins, bald zu sterben. Der Tod konnte nicht mehr weit von mir sein. Hatte ich doch, wie mir schien, seit Wochen schon nichts mehr gegessen. Ab und zu ging ich mit einigen anderen, gleich mir den Tod suchenden Frauen einige Schritte weiter. Schließlich gelangten wir in ein Kurdendorf, um Wasser zu erbitten. Obwohl wir völlig nackt waren, verlangten die Kurden des Dorfes erst Geld von uns. Nachdem sie sahen, daß von uns nichts zu holen war, trieben sie uns vom Wasser weg. Ich wollte aus einer schmutzigen Pfütze trinken, allein, ehe ich es konnte, erhielt ich einen Schwerthieb auf den Arm. Ohne getrunken zu haben, mußten wir weiterwandern. Die Augustsonne Mesopotamiens brannte auf unsere nackten Körper. In gepflügter Erde gruben wir mit den Händen Gruben, in die wir uns vor der Mittagssonne bargen, indem wir uns mit Erde bedeckten. Nachts mußten wir diese Gruben ebenfalls benutzen, da es sehr kalt wurde, und uns die Erde vor der Kälte schützte. Mit großen Brandwunden

am Körper gelangten wir schließlich in ein christliches Dorf in der Nähe von Urfa. Dort erhielten wir Brot, Wasser und auch einige Kleidungsstücke. Auf mich fiel ein kurzes Kinderhemd, mit dem ich nach 16 Tagen Nacktheit wieder meine Blöße, freilich allerdürftigst, bedecken konnte. Nach und nach sammelten sich in diesem Dorfe noch etwa 200 Frauen an, als Überrest von 6000 Menschen, die wir zusammen die Reise in Malatia angetreten hatten.

Unser Bleiben in jenem Dorfe war nur von kurzer Dauer. Gendarmen kamen und trieben uns wieder zu Hause. Am gleichen Tag kamen wir noch in ein Deportiertenlager nach Urfa. Am andern Morgen kamen Leute aus Charput in das Lager, die bereits mit früheren Transporten nach Urfa gekommen waren. Sie wollten sehen, wer die Neuangekommenen waren. Ich war, wie viele von uns, für jedermann unkenntlich geworden. Unter den Suchenden erkannte ich aber Leute aus Charput, denen ich mich zu erkennen gab. Man riet mir, zu fliehen; das war aber nur durch Bestechung möglich. Ich lieh mir von einer Frau ein Goldpfund, das ich abends dem Wächter gab; dadurch wurde ich frei. Aber wohin sollte ich nun gehen? In das deutsche Spital wollte ich gern, fand es aber nicht. Ein Türke griff mich und schleppte mich in sein Haus. Doch bald wurde ich sehr krank. Da war es jener Türke selbst, welcher mich in das Missionsspital brachte. Dort konnte ich mich wieder erholen. Einem Abtransport mit der Urfa-Bevölkerung entging ich nur durch den Umstand, daß ich an dem Tage, da die Polizei alle Armenier aus dem Spital abholte, in hohem Fieber lag. Später wurde ich Kochfrau im Hause des Herrn Künzler.

Das Kinderhemd, mit dem ich meine Blöße wieder decken konnte, habe ich behalten und werde es wie eine Reliquie aufbewahren, um es meinem Manne zu zeigen, wenn ich ihn wieder sehen darf." *)

---

*) Im August 1919 schrieb mir die Frau aus Aleppo, daß ihr Mann in Amerika gestorben sei. Nach den beiden Töchtern haben wir bisher umsonst gefahndet.

9. Stille vor dem Sturm.

Nach dem 19. August suchten viele Menschen in den Häusern der Europäer in Urfa Unterschlupf. Es war unmöglich, die zahlreichen Gesuche um Aufnahme zu berücksichtigen. Auch mußten wir uns sagen, daß, wenn für die Armenier von Urfa erst die Stunde des Abtransportes gekommen wäre, die Regierung kaum vor den Türen der Europäer Halt machen würde. Trotzdem wurde den Zufluchtheischenden Aufnahme gewährt, so viel der Plätze sich nur irgend einrichten ließen. Alle diese Aufgenommenen hatten sich selbst zu verpflegen.

In Urfa gab es eine Teppichfabrik, die der Deutschen Orient-Handels- und Industrie-Gesellschaft *) gehörte. Herr Dr. Lepsius ließ nach dem Armeniermassaker von 1895 diesen Betrieb von Friesdorf im Harz nach Urfa verpflanzen und im Laufe der Jahre ausbauen. Hunderte von Witwen aus jener ersten Notzeit haben durch diese Teppichindustrie ihr und ihrer Kinder Leben erhalten. Diese Fabrik mußte gleich zu Anfang des Krieges ihre Tätigkeit einstellen, da die Ausfuhr unmöglich wurde. In den Räumen dieses Betriebes war viel Raum, in dem dann auch über 1000 Menschen untergebracht werden konnten. Viele brachten auch noch einiges Wertvolle ihres Eigentums mit, ohne es bei der Ankunft registrieren zu lassen. Unter den hier Untergekommenen waren eine Anzahl Männer. Diese wußten, was ihnen bevorstand.

Bei einem Besuche, den ich dem Gouverneur in Urfa Mitte September machte, sagte mir dieser, daß die Armenier nicht mehr an ihre Arbeit gehen wollten. Dagegen sei bestätigt worden, daß viele ihre Häuser verbarrikadiert hätten. Zweifellos dürften die Armenier bei ihrer herausfordernden Haltung keine Gnade mehr erwarten.

Bei Krankenvisiten in Türkenhäusern konnte ich oft erfahren, wie gespannt die Situation geworden war. Mehr als ein Türke sagte mir, daß sie die Armenier ohne Barmherzigkeit abschlachten würden.

*) Sitz Potsdam.

Die Deportationen aus dem Norden dauerten fort. Einmal kamen mehrere hundert Frauen nackt in Urfa an. Männer sah man unter den Deportierten überhaupt nicht mehr.

Mußte man um diese Zeit etwa über Land, so stieß man überall auf menschliche Kadaver, die aller Orten umherlagen. Wenn auch ab und zu die Getöteten verscharrt wurden, geschah dies doch meist so mangelhaft, daß die wilden Tiere die Leichen wieder hervorzerren konnten. Auch auf blutgefärbte Orte, wo die Leute umgebracht worden waren, stieß man. Es war ein Jammer, eine Not, wie ich sie nie, selbst hier im Lande der chronischen Not, gesehen habe. Und doch hatte für Urfa das Schlimmste noch nicht einmal begonnen. Daß das Entsetzliche bevorstand, war allen zum Bewußtsein gekommen, zugleich mit dem lähmenden Gefühl absoluter Unfähigkeit, dem Kommenden entgehen zu können.

Auf dem Basar, dem Markte der Stadt, wo der Handel und Verkehr sich abspielt, erschien kein Armenier mehr. Wer konnte wissen, wann die Bombe explodieren würde? Um Widerstand leisten zu können, fehlte den Armeniern vor allem Waffen und Munition. Wohl war in jedem Hause eine mehr oder weniger gute Waffe. Aber moderne Gewehre gab es wenige. Nun hatte ein kaltblütiger, mutiger Armenier, der schließlich die Seele des Widerstandes werden sollte, die Stille vor dem Sturme benützt, um nach der Provinzialhauptstadt Aleppo zu gehen, hatte dort Munition gekauft und nach Urfa gebracht. Er verkleidete sich zu dem Zweck als türkischer Offizier, einige Freunde steckte er in türkische Soldatenuniform, gab ihnen muhammedanische Namen und zog mit ihnen und der in Aleppo erstandenen Munition und Waffen durchs Land. Meist wurden nur Dörfer berührt, die kleinen Städte gemieden. Die Karawane kam vor Sonnenuntergang nach Urfa. Wer immer diesen Transport sah, dachte sich nichts dabei, zogen doch in jenen Kriegstagen solche Trupps viele durchs Land. Der Anführer, Mugerditsch, mußte nur zum Eintritt in die Stadt die Zeit kurz nach Sonnen-

untergang benutzen, wo die Stadtbevölkerung sich nicht in den Straßen aufhält, sondern daheim ihre Abendmahlzeit verspeist.

In diesen Tagen vor dem Sturm hatten von allen Handwerkern am meisten die Schmiede zu leisten; die Anfertigung von Handgranaten war ihre Arbeit.

10. Todesangst.

In der Nacht des 29. September fielen im armenischen Stadtquartier die ersten Schüsse. Am folgenden Morgen hörte ich sagen, daß in einem Hause die Leute ein Trinkgelage gehabt und einige Trunkene zum Vergnügen in die Nacht hinausgeschossen hätten.

Gegen Mittag kam die Polizei dazu, nach der Ursache der Schießerei zu forschen. Sie war von armenischer Seite dazu aufgefordert worden, denn man war sich dessen bewußt, daß das Gebahren einzelner gewissenloser Volksgenossen eine erneute Gefahr für das ganze bereits so sehr bedrängte Volk bedeutete, und daß man mit solchen Gewissenlosen rücksichtslos aufräumen müsse. Das Haus, aus dem geschossen wurde, fand die Polizei verriegelt. Als sie versuchte, über das nicht sehr hohe flache Dach ins Haus zu steigen, wurden die Polizisten mit Schüssen empfangen und mußten weichen. Natürlich wurde nun, durch die Notwendigkeit, Verstärkungen herbeiholen zu müssen, die sonst unbedeutende Sache zu einer Haupt- und Staatsaktion der türkischen Behörde.

Es war Mittag, als ich eben mit einem Wagen zur Stadt fahren wollte, um den kranken amerikanischen Missionar Leslie aus der engen Stadt herauszuholen. Vor seiner Haustür stand schon ein Posten, der jedem, auch mir, den Eintritt wehrte, so daß ich den Kranken nicht wegtransportieren konnte. Als die Polizei mit Verstärkungen erschien, wurde sie aufs neue mit Schüssen empfangen, die, wohlgezielt, meist tödlich waren. Die Polizei mußte mit großen Verlusten abziehen. Im armenischen Stadtteil schoß man jeden Moslem, der sich blicken ließ,

nieder. In der Nacht errichteten die Türken in den Straßen Barrikaden und trennten so das armenische Quartier von dem türkischen. Die Armenier besetzten alle wichtigen armenischen Häuser an der Peripherie ihrer Quartiere. Von hier aus war ihnen jeder Türke, Kurde oder Araber, den sie zu Gesichte bekamen, ein willkommenes Ziel.

Die erregten Türken konnten zunächst nichts weiter gegen die Armenier tun. Aber es mußte den ganzen Fanatismus der Moslems entflammen, daß auf ihre Minarete keine Mollah steigen konnte, um wie üblich, zum Gebet zu rufen, weil sonst eine wohlgezielte Armenierkugel dem Muselman das Lebenslicht ausgeblasen hätte. Im übrigen verhielten sich die Armenier defensiv. Einige Tage wurde reichlich hin und her geschossen, besonders in den Nächten. Am dritten Tage brach im moslemischen Quartier plötzlich eine Panik aus, als ich gerade auf dem Wege zu einem muhammedanischen Kranken war. „Die Gjaurs kommen, die Gjaurs kommen", gellte es in allen Straßen. Die Verkäufer schlossen eiligst ihre Läden und flohen in ihre Häuser. Andere erschienen mit Waffen auf der Straße. Aber schließlich war gar nichts los. Offenbar hatte man irgendwo in einer Straße einige bewaffnete Armenier gesehen.

In Urfa waren in jenen Tagen gerade keine türkischen Soldaten. Die Gendarmen waren auswärts mit dem Plündern und Drangsalieren der Deportiertenzüge beschäftigt. Deshalb telegraphierte die Regierung nach Aleppo um Hilfe. Von dort erschien ein General mit einer Abteilung Truppen. Auch die Kurden der Umgegend wurden zur Mitwirkung gegen die unbotmäßigen Armenier mobil gemacht. Als eine große berittene Schar dieser Kurden in Urfa einzuziehen versuchte, wurden sie am helllichten Tage von Armeniern mit Schüssen empfangen. Auf großem Umwege gelangten sie schließlich in die Stadt. Dabei hatten sie eine kurze Strecke über einen im Schußfeld liegenden Acker im Galopp zu setzen. Von meinem Hause aus sahen wir dem Geplänkel zu. Einer der Reiter fiel, er wurde durch einen guten Treffer vom Pferde ge-

schossen. Eine Stunde darauf wurde der Verletzte auf einem Esel an unserem Hause vorübertransportiert. Die Kurdenhorden konnten gegen das verschanzte Quartier der Armenier auch nichts ausrichten. Jeder, der sich irgendwie blicken ließ, mußte den Schüssen der scharf aufpassenden Armenier zum Opfer fallen. Auch türkische Infanterie, die am dritten Belagerungstage hinzukam, konnte gegen die verschanzten Armenier nicht aufkommen. Man mußte erst schwere Geschütze heranführen.

11. Besetzung des deutschen Industriegeländes.

Das bereits erwähnte Teppichetablissement mit jenen Lager- und Arbeitsräumen für Spinnerei, Färberei und Handknüpferei lag auf der Grenze zwischen den beiden feindlichen Quartieren. Die großen Gebäude überragten das ganze moslemische Stadtviertel. Der Besitz dieses Gebäudekomplexes mußte deshalb für beide kämpfenden Parteien von großem Werte sein. Es ist bezeichnend, daß auch die Armenier zuerst daran dachten, sich in den Besitz der Fabrik zu setzen, von deren Dächern aus sich leicht das ganze moslemische Quartier bestreichen ließ. Zudem waren ja in den Räumen der Fabrik über tausend Köpfe ihrer Volksgenossen. Dem Industrieleiter, Herrn Eckart, war die armenische Absicht mitgeteilt worden. Was sollte er dagegen tun? Sollte er die Besetzung ruhig geschehen lassen? Würde er damit das Etablissement nicht dem Ruin ausliefern? Man mußte doch annehmen, daß es den Türken schließlich gelingen würde, die Armenier zu überwältigen. Das in Aussicht stehende Bombardement mußte auch den Gebäuden übel mitspielen. Eine Plünderung war das weiter zu Befürchtende, wobei natürlich von einer Unterscheidung deutschen und armenischen Eigentums keine Rede sein konnte. So entschloß sich Herr Eckart schweren Herzens, die türkische Regierung zu bitten, das Fabrikanwesen zu besetzen, ehe die Armenier kommen würden, um ein Gleiches zu tun.

Statt aber nun die Gebäude sofort zu besetzen, vertröstete der türkische General auf den andern Morgen. Die Armenier, die in den Fabrikräumen Zuflucht gefunden hatten, wurden von dem jüngeren Bruder des Herrn Eckart von der beabsichtigten Übergabe an die Türken verständigt. Diese Nachricht brachte ein wahres Entsetzen in ihre Reihen. Die meisten waren nicht gewillt, den Türken wehrlos in die Hände zu fallen. In der nächsten Nacht brach daher der größere Teil durch eine Fensteröffnung aus und flüchtete ins armenische Viertel. Warum aber die Armenier auch jetzt, nachdem sie erfahren hatten, daß die Türken das Anwesen besetzen würden, nicht ihrerseits zur Besetzung schritten, war etwas, was ich nie begriffen habe.

Am folgenden Morgen übernahm der türkische General die deutschen Gebäude. Etwa 400 Personen, meist Frauen und Kinder wurden als Fabrikarbeiterinnen vorgestellt. Der General ordnete ihre Überführung in das vor der Stadt liegende, deutsche Waisenhaus an. Sieben Männer jedoch, ebenfalls Angestellte der deutschen Fabrikindustrie und des deutschen Waisenhauses wurden ins Gefängnis gelegt. Dem deutschen Herrn Eckart versprach man, daß ihnen kein Leid geschehe. Herr Eckart bat zwar, sie in seinem Privathause unterbringen zu dürfen, doch der türkische General lehnte ab, er hatte wohl andere Absichten mit diesen Männern. Zunächst sollten sie untersucht werden, ob sie wirklich unbeteiligt waren, wie Herr Eckart behauptete.

Am gleichen Tage kamen die erwarteten Geschütze in Urfa an. Bei Tage noch wollte man sie in die Stadt bringen, doch die Armenier waren wachsam. Weil die Straße auf etwa 500 Meter in der Schußlinie lag, waren die Türken gezwungen, ihre Kanonen auf halbem Wege stehen zu lassen. Die Mannschaften nahmen schleunigst Reißaus. Erst bei Einbruch der Dunkelheit konnte man die Mordwerkzeuge in die Stadt bringen. Ein fürchterliches Geknatter begann. Einige waghalsige und sachkundige Armenier waren ausgebrochen, um die Verschlußstücke der

Geschütze zu rauben. Es gelang ihnen aber nicht. Trotz halbstündigem, heftigen Schießens, etwa 300 Meter von unserem Hause entfernt, scheint bei diesem Scharmützel niemand ums Leben gekommen zu sein. Die türkischen Kugeln erreichten zumeist nur die aufrecht stehenden, moslemischen Grabsteine, welche auf der ganzen Strecke die Straße einfassen.

12. Die amerikanische Missionsstation.

In höchster Lage des armenischen Quartiers lag das amerikanische Missionsinstitut, bestehend aus mehreren zusammenhängenden Gebäuden. Aus diesen wurde schon vor Beginn der Belagerung besonders heftig geschossen. Es war deshalb zweifellos, daß die Armenier auch diesen Gebäudekomplex besetzt hatten und beherrschten. Nun war aber der Vorsteher des Institutes, der Amerikaner Mr. Leslie, selbst anwesend. Ferner wohnten im armenischen Quartier noch eine Anzahl sogenannter „Belligerenten" europäische Zivilinternierte, von denen man annehmen mußte, daß sie sich gleich zu Anfang in das amerikanische Haus geflüchtet hatten. Die Lage dieser Europäer und Amerikaner war sicherlich keine beneidenswerte, besonders jetzt, da das Bombardement beginnen sollte. Mr. Leslie war es gelungen, an den Gouverneur einen Brief zu senden. Er warf ihn in das muhammedanische Quartier, und von dort aus fand er seinen Weg zum Gouverneur. In diesem Briefe bat Leslie zusammen mit den Belligerenten um Befreiung. Der General ließ mich nach Empfang des Schreibens rufen. Da ich ein Freund des Herrn Leslie sei, sagte er, so solle ich versuchen, ihn und die Zivilinternierten zu befreien. Zu diesem Zwecke hätte er angeordnet, daß auf niemanden, der vom amerikanischen Institute aus das Quartier verlassen würde, geschossen werde.

Ich schlug vor, der General solle mir die Erlaubnis geben, ins armenische Quartier zu gehen und die Leute herauszuholen. Doch dieser etwas voreilig und unüberlegt gemachte Vorschlag fand keine Billigung. — Der General

meinte, da ich Schweizer sei, wolle er die Verantwortung eines solchen Versuches nicht übernehmen. So schlug ich vor, an Mr. Leslie einen Brief gelangen zu lassen, das wurde erlaubt. Sofort schrieb ich und bat meinen Freund, mit den Belligerenten das amerikanische Haus zu verlassen, und sich auf einer näher bezeichneten Straße einzufinden.

Mit diesem Briefe begab ich mich hinter die Barrikaden. Lange und laut rief ich einen armenischen Namen. Endlich kam aus einem Hause Antwort. Wer ich sei? Ich gab mich zu erkennen: „Jacob Effendi". Ich bat den Fragenden an die Barrikade zu kommen, um ihm einen Brief auszuhändigen. Angst brauche er nicht zu haben, es würde ihm nichts geschehen. Doch der Armenier bat, ich möge ins Quartier hinüberkommen, da auch mir nichts von ihnen geschehen würde. Schließlich blickte ein halbwüchsiger Junge aus einer Haustür, und bat mich noch einmal, zu kommen. Ich beauftragte ihn, in ein bestimmtes Haus zu gehen, in das ich einen mit einem Steine beschwerten Brief werfen würde, den er dem amerikanischen Missionar Mr. Leslie bringen solle.

Als aber im Verlauf von mehr als drei Stunden Mr. Leslie nicht erschien, begab ich mich wieder an die Barrikaden und rief. Es dauert wieder ziemlich lange. Endlich aber hörte ich rufen, die Antwort Leslies sei an seinem Hause zu lesen.

Mit einem Fernglas und unter polizeilicher Bedeckung begab ich mich nun auf einen Hügel vor der Stadt, von wo aus ich die amerikanischen Gebäude sehen konnte. In großen Lettern stand an einer Mauer: „Wir möchten gerne kommen, aber man läßt uns nicht."

Noch am gleichen Abend wurde das amerikanische Institut von drei Seiten her mit Kanonen beschossen.

13. Zusammenbruch des Widerstandes.

Nach tagelanger Beschießung sollten die verschiedenen befestigten Häuser an der Peripherie erstürmt werden. Da hierbei auf eine Menge Verwundeter gerechnet werden

mußte, erhielt ich, der ich dem deutschen Missionsspital vorstand, den Befehl, sofort alle Kranken aus dem Spital zu entfernen und sämtliche Betten für die Verwundeten freizuhalten. Schon einige Tage vorher hatten die Türken die im städtischen Spital befindlichen kranken Armenier ausgewiesen, weil es nicht mehr anginge, den Volksgenossen der Aufständischen Gutes zu tun. Mehrere dieser ausgewiesenen Patienten waren zu mir geschickt worden. Ich kam einer türkischen Aufforderung nach, bezog das große Haus des Schischo und legte dort hinein alle meine Kranken. Das nötige Bettwerk holte ich mir aus dem Anwesen der Teppichindustrie, wo die verjagten Armenier viele Betten hatten zurücklassen müssen.

Der erste Sturm führte noch nicht zur Einnahme der besetzten Häuser. Überall mußten die Stürmenden mit großen Verlusten zurückweichen. Leider kamen beim Angriff auch einige Christen um, syrische Arbeitssoldaten, welche mit Äxten vorgeschickt worden waren, um die Türen einzuschlagen. Nach der Erstürmung kam eine große Anzahl verletzter Türken in unser Spital zur Behandlung. Einer dieser Verletzten erzählte, daß sie ihrer 23 auf ein Armenierhaus losstürmten, allein schon nach wenigen Minuten unverrichteter Dinge zurückweichen mußten. Außer mehreren Toten waren alle bis auf fünf verwundet worden. Die Handgranaten, welche die Armenier warfen, hatten den Angreifern stark zugesetzt.

Wohl hätten die Armenier sich monatelang halten können, Nahrungsmittel hatten sie genug. Daß ihnen die Türken gleich zu Anfang das Wasser vor der Stadt abschnitten, schadete nichts, denn fast jedes Haus hat außer der fließenden Wasserleitung noch einen Ziehbrunnen. Die 9-Zentimeter-Granaten verursachten an den massiven Steinbauten keine allzugroßen Schäden. Geschütze größeren Kalibers waren nicht zur Stelle. Die Brandgranaten fanden wenig Brennstoff in den Häusern, in denen es wenig oder gar kein Holzwerk gab. Brannte auch wirklich einmal ein einzelnes Haus oder Zimmer, so war damit nicht viel gewonnen.

Kein Zweifel, bei einigermaßen festem Zusammenhalten hätten die Armenier die Türken monatelang fernhalten können. Aber das alte Unglück der Armenier, ihre Uneinigkeit, wurde ihr Verhängnis und den Türken ein Helfer. Man lese die Geschichte dieses doch so intelligenten Volkes. Niemals ein geschlossenes Zusammenhalten. Das Losungswort der Schweizer: „Einer für Alle, Alle für Einen", kennen sie nicht.

Wir sprachen schon von dem Anführer Mugerditsch, der die Seele des Widerstandes blieb. Als Mugerditsch am fünfzehnten Belagerungstage während einer Beratung in der Kirche von einem Granatsplitter getroffen wurde, bestand eine große Schar, Männer, Frauen und Kinder, auf Übergabe. Noch versuchte zwar der armenisch-protestantische Pfarrer, ein in Amerika theologisch gebildeter Mann, zunächst mit den Türken zu verhandeln und sandte zu diesem Zwecke einige Frauen mit einer weißen Fahne zum General. Doch dieser forderte bedingungslose Übergabe. Auf Gnade hatten die Armenier nun nicht mehr zu hoffen. Den Männern war der Tod gewiß. Ebenso gewiß war die Verbannung der Frauen und Kinder. Warum sich nun nicht bis zum Tode wehren? Eine große Zahl auch der Frauen und jungen Mädchen haben von einer Übergabe nichts wissen wollen, sie wollten lieber kämpfend sterben, als ihre Ehre verlieren und zu Tode gehungert werden; aber sie konnten die am sechszehnten Tage erfolgte Übergabe nicht verhindern. Der vorerwähnte Pfarrer beschwor die Geängsteten, daß sie sich nicht übergeben sollten. Er begleitete seine Worte mit der Behauptung, die Russen ständen bereits in Diarbekr, nur zwei Tagereisen von Urfa.

14. Die Übergabe.

Am Vormittag des 16. Oktober erfolgte die Übergabe an die Türken. Frauen und Kinder, so lautete der Befehl, sollten sich in bestimmten Straßen aufstellen, ohne etwas in den Händen zu haben. Wer irgend etwas in den Hän-

den habe, würde sofort erschossen werden, war der Befehl des Generals. Die Männer hatten sich an anderen Plätzen einzufinden, die Hände hoch, bei der Übergabe. Ich hoffte, Mr. Leslie und seine Getreuen würden die ersten sein, welche zum Vorschein kommen würden, und begab mich zur Polizei, um sie womöglich zu sehen und zu sprechen. Auf dem Wege dorthin stieß ich auf den langen, langen Zug der Frauen und Kinder. Ach, es war furchtbar, es war schauerlich, es war zum verzweifeln. Alle diese entsetzlichen, verzweifelten, mir wohlbekannten Gesichter sehen zu müssen und in ihren Zügen den hoffnungslosen Ausdruck der Verzweiflung zu lesen. Waren sie doch jetzt mehr denn vorher Opfer des Todes. Händeringend riefen sie mich an: „O, Bruder Jakob, rette uns, rette uns!" Doch was konnte ich für sie tun? Nichts. Ich war selbst der Verzweiflung nahe, daß es so gar keinen Weg gab, ihre Rettung zu erlangen. Die Frauen und Kinder wurden vorerst in drei große Gebäude gepfercht. Dort sollten sie auf weiteres warten. Die Männer wurden in zwei Gruppen geteilt, solche von etwelcher Bedeutung brachte man in die Gefängnisse, andere, denen man es ansah, daß sie nicht zu den Revolutionären gehörten, brachte man in Moscheehöfe, wo sie streng bewacht wurden.

Mr. Leslie und die Belligerenten, sowie auch seine armenischen Mitarbeiter traf ich richtig auf der Polizei. Dank der guten Beziehungen, welche ich stets zu der Polizei hätte, durfte ich Mr. Leslie kurz sprechen. Er übergab mir etwas Geld, das er bei sich hatte. Kaum hatte ich dies in die Tasche gesteckt, erschien ein Polizist und verlangte, daß ich ihm den Inhalt meiner Tasche zeige, was ich sofort tat. Er glaubte, daß mir Mr. Leslie einen Revolver übergeben habe. Da ich bemerkte, daß man mich hier nicht gerne sah, verzog ich mich. Vor dem Regierungsgebäude war ein großer Auflauf. Eben brachte man einen Russen in langen, wallenden Haaren herbei. Er war Internierter, wohnte im armenischen Quartier und war dort gefunden worden. Er konnte nicht gehen und nicht sprechen, und wurde auf einem Esel herbeigeschleppt. Auf der Platt-

form des Polizeigebäudes lag er nun ausgestreckt. Die Gendarmen gaben ihm Fußtritte. Ich erkannte auf den ersten Blick in ihm einen Schwerkranken, der keine Ahnung von den Vorgängen um ihn hatte, und legte mich deshalb ins Mittel. Darauf ließen ihn die Gendarmen in Ruhe. Meine Bitte an den Polizeikommissar, den Kranken ins Spital zu bringen, wurde gewährt; allein der bereits im Sterben liegende gelangte nicht mehr dahin. Ich versuchte es nun, noch weiter in die Stadt hinein zu gelangen, hatte ich doch Kranke im muhammedanischen Stadtteil zu besuchen. Allein die Aufregung in den Straßen war ungeheuer, die Szenen, die man mitansehen mußte, schrecklich. Von vielen Seiten brachte man bekannte Armenier her, die von Soldaten begleitet wurden und denen man wilde Verwünschungen nachschrie, indem man sie mit Steinen bewarf. Ich hielt es für besser, umzukehren, zurück ins Spital. Dort war eben ein siebzehnjähriges Mädchen von türkischen Soldaten eingebracht worden, der Unterleib war ihr durchschossen. Weil sie sich nicht hatte ergeben wollen, war man gegen sie vorgegangen. Warum die Soldaten das Mädchen, statt es vollends zu töten, noch erst zu uns schleppten, begriff ich nicht. Offenbar hatte ihnen das Mädchen mit ihrem Mut Bewunderung abgenötigt, auch war sie bildhübsch. Sie starb aber glücklicherweise bald, und blieb vor weiterem Bösen bewahrt.

Als es Abend geworden, und Mr. Leslie nicht von der Polizei zurückkehrte, begab ich mich mit etwas Proviant dorthin. Es war, wie ich vermutet hatte; er war im Gefängnis. Meinen Bemühungen gelang es dann, ihn unter Garantie, daß ich ihn nicht entweichen lasse, aus der Haft loszubekommen und in mein Haus zu nehmen. Auf dem Heimweg überschritten wir einen Platz vor einer Moschee, der von Soldaten abgesperrt war. Sie befahlen, daß wir uns schnell entfernen sollten. Kaum waren wir bei meinem 200 Meter entfernten Hause angekommen, als auf dem Moscheeplatze eine Gruppe Armenier erschossen wurde. Auch von anderen Seiten her hörte man Schüsse. Es war klar, die Abschlachtung der Armenier von Urfa hatte begonnen.

15. Hagob.

Einige Tage hielten diese Menschenschlächtereien an, sie wurden in den Stunden vor Sonnenuntergang vorgenommen. Die Toten legte man in der Regel in Massengräber. In einem kleinen Tälchen auf dem Wege zu unserem Weingarten brachte man auch eine Anzahl Menschen um und deckte die Leichname mit etwas Erde zu. Als dann im Frühjahr ein starker Regenguß kam, schwemmte er einen Teil der Halbverwesten wieder hervor. Unten im Tale konnte man später die vom Wasser fortgeführten Menschenknochen überall liegen sehen.

An einem solchen Tage der Massenabschlachtungen klopfte es um 10 Uhr abends an meine Tür. Ich war schon zu Bett gegangen. Durch das Glasfenster in der Haustüre erkannte ich im Dunkel der Nacht eine menschliche Gestalt, die unbekleidet war. Ich öffnete. Vor mir stand ein blutüberströmter Mann: „O, Jakob Effendi, um Gotteswillen erbarme dich meiner, gib mir ein Plätzchen, wo ich sterben kann." Es war der vor Frost zitternde Spitallastträger Hagob. Sein ganzes Gesicht war zerfetzt. Ich brauchte ihn nicht erst zu fragen, was geschehen, es unterlag keinem Zweifel, dies war einer der an jenem Abend in der nächsten Nähe unseres Hauses zum Tode Geführten, der durch eine Fügung Gottes dem Tod entgangen war. Man hatte ihn für tot liegen gelassen, er war aber nur schwer verletzt und ohnmächtig geworden. Was sollte ich tun? Im Augenblick wußte ich es wirklich nicht. War es doch gerade am gleichen Tage gewesen, daß mir der türkische General gedroht hatte, wenn ich mich der Armenier fernerhin annähme, würde er mich wie einen Armenier behandeln. Der Ärmste wurde dann in einem kleinen Raum untergebracht und zugedeckt. Dann eilte ich ins Schlafzimmer zurück, wo meine Frau schon ängstlich meiner harrte. Man wird es mir glauben, wenn ich sage, daß in jenen Tagen, da überall die Kugeln in der Luft pfiffen und an allen Ecken und Enden der Tod lauerte,

die Frauen stets in großer Sorge waren, wenn der Mann auch nur den Fuß vor die Türe setzte.

Diesmal, da ich so ratlos war, war es aber meine Frau, die mich wieder ins rechte Geleise brachte. „Der Arme ist ein Verwundeter, und ein Arzt hat sich im Kriege aller, der Freunde ebenso wie der Feinde anzunehmen. Dieser Mann ist nun gar ein Freund. Es ist einfach deine Pflicht, ihn ins Spital aufzunehmen.“ Die Gute hatte recht. So kleidete ich mich an, und brachte den Armen ins Hospital, das ja nicht bei unserem Hause lag. Dort nähten wir ihm die vielen Wunden zusammen. Er genaß wieder.

16. Türkische Versprechungen.

Allen Frauen, die die Türken in die drei Chan-Gebäude geführt hatten, wie auch den Männern im Gefängnis, brachten wir Europäer jeden Tag etwas Nahrung. Die sieben Männer, die man aus dem Industriegebäude weggeführt und auf Befehl des Generals ins Gefängnis geworfen hatte, erhielten ebenfalls durch uns ihre Nahrung. Bei der allgemeinen Übergabe aber wurden diese sieben in den sogenannten Petroleum-Chan gebracht, der außerhalb der Stadt lag. Auch hierhin konnten wir ihnen Lebensmittel schicken. Zu sehen bekamen wir die Leute dabei nicht. Eines Morgens brachte ich selbst die Speisen hin. Bei dieser Gelegenheit gelang es mir, sie alle zu sehen und zu sprechen.

Schrecklich sahen sie aus, kaum wieder zu erkennen. Sie erzählten, daß sie des öfteren bastoniert worden seien. Der Pfarer, unser Waisenvater, zeigte mir seinen dick angeschwollenen Arm, an dem sich ein großer Abszeß gebildet hatte. So also behandelte der türkische General die Leute, von denen er dem deutschen Industrieleiter versprochen hatte, daß ihnen nichts geschehen solle! Auf dem Heimwege versuchte ich beim General vorzusprechen, wurde vorgelassen, und bat ihn, er möge mir unseren Waisenvater, der operiert werden müsse, geben, daß ich

ihn ins Krankenhaus brächte; hatte er doch versprochen, diese Leute zu schonen.

Doch er fuhr mich an: „Was, Sie haben sich unterstanden, mit diesen Verrätern zu verkehren? Wer hat Ihnen Erlaubnis hierzu gegeben? Tun Sie dies nochmal, so werde ich Ihnen eine gleiche Behandlung wie diesen Menschen, zuteil werden lassen. Ich werde jetzt Befehl geben, daß Ihnen ein neuer Besuch unmöglich gemacht wird."

Diese Worte eines Mannes, dessen Willkür die Bevölkerung Urfas ausgeliefert war, klangen nicht hoffnungsvoll. Es war denn auch der letzte Morgen, den jene Sieben erlebten. Am Nachmittag sind sie alle auf einem Hügel vor der Stadt standrechtlich erschossen worden. Der General hielt es nicht einmal der Mühe wert, Herrn Eckart zu benachrichtigen. Durch einen türkischen Arzt, der im deutschen Hause des Herrn Eckart verkehrte, erfuhr dieser von der geschehenen Exekution. Der Arzt hatte als Totenbeschauer fungiert, und aus seinen Beschreibungen der Opfer konnte der Deutsche schließen, daß es seine sieben Angestellten waren, für die er doch das Wort des türkischen Generals erhalten hatte, dem Vertrauen zu schenken er kein Bedenken getragen hatte.

17. Mr. Leslies Tod.

Der amerikanische Missionar F. H. Leslie war mein bester Freund. Erst vor drei Jahren war er, noch ein junger Mann, ins türkische Land und nach Urfa gekommen. Wir beiden verstanden uns in allen Dingen sehr gut. Ich konnte ihm mit meinen Erfahrungen und Kenntnissen oft beistehen. Er hingegen war, als ich im Frühjahr am Flecktyphus totkrank darnieder lag, meiner Frau treuester Beistand gewesen. Er hatte dann auch von sich aus, als unser armenischer Arzt über meinen Zustand nicht ins Klare kommen konnte, den berühmten Missionsarzt Dr. Shepard aus Aintab an mein Krankenbett gerufen. Nur in einem Punkt gab es zwischen uns Verschiedenheit, poli-

tisch dachten wir nicht gleich. Ich Freund der Deutschen, er Ententefreund. Aber darum sind wir nie uneins geworden. Wie sollten wir auch?

Weil seine junge Frau der ersten Niederkunft entgegensah, schickte er sie im Frühjahr nach Aintab; dort gab es eine Missionsärztin. So mußte er all das Schreckliche, das in Urfa geschah, allein durchleben. Nur armenische Helfer standen ihm in der Arbeit zur Seite.

Im Juni kamen etwa 500 Zivilinternierte nach Urfa. Der amerikanische Konsul in Aleppo lud die Sorge für all diese Leute Herrn Leslie auf. Eine ungeheure Arbeit! Wohl wurden ihm zwei Helfer beigeordnet, aber es war auch so zu viel für den schon stark überbürdeten Mann. Ich brachte ihn Anfang Juli aus Aleppo noch Konsulatsschild und Flagge mit, die mir der amerikanische Konsul mitgab. Im Brief, den der Konsul mir für Mr. Leslie überreichte, war gesagt, daß Mr. Leslie zum amerikanischen Konsularagenten ernannt worden sei. Die Hohe Pforte hätte der Regierung in Urfa bereits die nötigen Weisungen gegeben. Mr. Leslie sollte schon am nächsten Sonntag die Flagge hissen.

Am folgenden Sonntag wehte in der Tat am frühen Morgen über dem amerikanischen Gebäude das Sternenbanner, und über der Haustür hing das Konsulatsschild. Doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Gegen Mittag erschien die Polizei und forderte Mr. Leslie auf, die Flagge sofort herunterzunehmen, da keine Erlaubnis bestehe, sie zu hissen. Es blieb nichts übrig, als zu gehorchen.

In jenen Tagen war ein gefangener Amerikaner durch Urfa geführt worden, der Missionsarzt Dr. Smith aus Diarbekr. Offenbar hatte sich dieser Herr in Diarbekr durch sein Auftreten gegen die Deportationen der Armenier unbequem gemacht, weshalb ihn die Türken nach Beyrut an die Küste transportierten. Herr Leslie konnte einen Moment, vor den Ohren der Polizei, mit dem Gefangenen sprechen.

Von da an war es mit der Ruhe des Herrn Leslie dahin, nachdem sie schon im Mai gehörig erschüttert wor-

den war. Im März 1915 waren in Urfa zwei Amerikaner aufgetaucht. Auf Wunsch des amerikanischen Konsuls in Aleppo hatte Mr. Leslie dem Konsul mit einer offenen Postkarte in Geheimschrift die Ankunft und Weiterreise der Gäste angezeigt. Im Mai schrieb ihm der Konsul zurück, daß er jene Karte nur in einer Kopie erhalten habe, das Original hatte die Post zurückbehalten.

Anfang August erschien in Urfa der amerikanische Vizekonsul. Schon hoffte ich, daß es Herr Leslie nun leichter bekommen würde. Allein nach dem Massaker vom 19. August verzog sich der Vizekonsul wieder nach Aleppo, indem er die ganze Arbeitslast Mr. Leslie wieder allein überließ.

Im September zeigte Herr Leslie bereits Symptome, welche auf Verfolgungswahn schließen ließen. Ich drang deshalb in ihn, nach Aintab zu reisen, um dort seinen inzwischen geborenen Sprößling und die junge Mutter wieder zu sehen. Die Arbeit für die Internierten hatte er auf meinen Rat abgegeben. Mit großer Mühe war es mir gelungen, ihn hierzu zu überreden. Da ich täglich im Waisenhause nur eine Stunde Sprechstunde abzuhalten gedachte, nahm ich auf seinen Wunsch den Inhalt der Waisenkasse in mein Haus, wo er mir besser aufgehoben schien. Dem Freunde aber mußte ich versprechen, ihn bis nach Aintab zu begleiten, da er fürchtete, auf dem Wege von den Türken umgebracht zu werden. Zwar war ich auch nicht abkömmlich, aber wenn wir erst einmal Urfa hinter uns hatten, so dachte ich, würde sich der Arme beruhigt haben, und ich könnte dann schnell wieder nach Urfa zurückkehren und ihn allein weiterreisen lassen. Wie schon berichtet, war es am 30. September, als ich den kranken Mann aus der Stadt herausholen wollte; leider wurde ich durch die bereits am Tore stehenden Posten daran verhindert.

Ich ging dann aber doch noch einmal ohne Gefährt zu Fuß um die Höhe, auf der das amerikanische Missionsinstitut liegt, herum und gelangte so zu ihm. Ich bat ihn, doch jetzt mitzukommen. Allein Mr. Leslie wollte nun nichts mehr von Weggehen wissen.

„Hörst du nicht? Es geht los, jetzt heißt es, mitleben oder mitsterben. Wie kann ich, wie darf ich jetzt meine Waisenkinder allein lassen? Würdest du es tun? Nein, du würdest es auch nicht tun. Wie willst du es von mir verlangen? Ich lebe oder sterbe mit ihnen."

Gewiß, ich konnte ihn verstehen, aber er war ja krank. Doch mußte ich unverrichteter Dinge abziehen. Sechzehn Tage sollte ich dann den Tapferen nicht mehr sehen.

Der amerikanische Konsul in Aleppo telegraphierte mir in diesen Tagen, ob ich nicht die Arbeit für die Belligerenten übernehmen wollte. An den nötigen Hilfskräften sollte es mir nicht fehlen. Ich brauchte mich nicht lange zu besinnen, denn es war unmöglich. Es war genug, daß Mr. Leslie schon dieser Arbeit erlegen war. Wie konnte überhaupt Mr. Edelmann, der Vizekonsul, der doch Anfang August in Urfa war, die Stadt wieder verlassen? War es nicht seine Pflicht zu bleiben, und diese Arbeit selbst zu behalten? Was hatte er in Aleppo zu tun, wo doch schon ein Konsul vorhanden war? Ich habe ihn damals, ob mit Recht oder Unrecht, der Feigheit angeklagt. Der Boden war ihm zu heiß geworden, und schnell hatte er sich nach Aleppo verzogen, wo er sicherer war als in dem Hexenkessel Urfa. Ich telegraphierte denn auch lakonisch: „Impossible" (Unmöglich).

Es war begreiflich, daß die 16 Tage Belagerung den Nerven des Herrn Leslie zusetzten. Als ich ihn auf der Polizei wiedersah, erschrak ich über seinen irren Blick, obwohl ich so etwas voraus gesehen hatte. Einige Tage nach der Übergabe der Armenier war Leslie wie schon berichtet, mein Gast. Alle Überredungskunst wendete ich an, tausend Gründe ließ ich springen, um ihm die Furcht, von den Türken aufgehängt zu werden, auszutreiben. Hätte ich ihn doch gleich nach Aintab schicken können. Allein dies war nicht möglich, weil er doch nun ein Gefangener der Türken war. Jeden Tag mußte er vor dem türkischen Kriegsgericht erscheinen. War er am Morgen einigermaßen beruhigt hingegangen, so kam er jedesmal wieder völlig gebrochen zurück.

Es war an einem Nachmittag, als man mich vor das Kriegsgericht rief. Ich sollte als Zeuge bei der Übergabe des armenischen Gutes, welches Herr Leslie in Händen hatte, zugegen sein. Hiebei fielen den Türken etwa 2000 Goldpfunde und Schmuckgegenstände in ungefähr gleich hohem Werte in die Hände. Bei der Übergabe sah ich, wie ein Offizier, der das Gold mitzählte, ein antikes Stück unter den Teppich schob, auf dem wir saßen. Kaum aber waren wir mit dem Zählen fertig, als der General eintrat, und jenes Goldstück hervorglänzen sah. Nun mußte dieses auch in den Sack, der alsdann feierlich versiegelt wurde.

Abends mit Leslie daheim angekommen, ließ ich wieder alle Redekünste spielen, um den gebrochenen Mann aufzurichten. Die Übergabe all dieses ihm anvertrauten, kostbaren, armenischen Gutes war es, was ihn heute so sehr bedrückte.

Gegen Ende des Monats Oktober bat mich Mr. Leslie eines Abends um Strychnin, denn er werde sich nicht von den Türken aufhängen lassen. Erst nach längerer Unterredung, wobei ich ihn an sein junges Weib und Kind erinnerte, und ihm seinen Missionsberuf vorhielt, der sich mit solchen Gedanken nicht vertrug, gelang es mir, ihn wieder etwas zu beruhigen. Es war zudem gar kein Grund vorhanden, sich über die Aussicht, gehängt zu werden, zu beunruhigen. Über den Gang der kriegsgerichtlichen Untersuchung gegen Mr. Leslie war ich immer auf dem Laufenden, weil ich einen Freund im Kriegsgericht hatte. Dieser sagte mir, daß man Mr. Leslie nichts anhaben könne.

Am 30. Oktober war Mr. Leslie wieder, wie gewohnt, auf dem Kriegsgericht gewesen. Schon seit mehreren Tagen plagte ihn dieses eines Geldschrankschlüssels wegen, den er auch, weil armenisches Gut, den Türken hätte übergeben müssen. Auf Befragen, ob er im Besitze des Schlüssels sei, hatte er die unbestimmte Antwort gegeben, daß er sich nicht mehr entsinnen könne. Er gab alle Schlüssel, welche er besaß, aber keiner paßte. Weil nun aber dieser Geldschrank dem reichsten armenischen Kaufmann gehörte, lag der Regierung daran, recht bald herauszufinden,

wie viel Geld darin war. Deshalb die unaufhörliche Plagerei.

An diesem Vormittag nun wollte es das Unglück, daß auf dem Pferdemarkt ein Galgen aufgerichtet wurde, an dem noch am Nachmittag eine Anzahl Armenier gehängt werden sollten. An diesem Galgen hatte Mr. Leslie vorbeigehen müssen, als er in mein Haus zurückkehrte. Dies gab dem Armen offenbar den letzten Stoß. Noch ehe er mein Haus erreichte, sah ihn mein neunjähriger Sohn auf der Straße umfallen. Sofort rief er seine Mutter, welche schnell hinzueilte. Mr. Leslie hatte sie wohl noch erkannt, denn er sah sie an, als ob er ihr etwas sagen wollte, aber im gleichen Moment war sein Bewußtsein geschwunden. Aus dem Munde kam ein starker Karbolgeruch, das Kinn war mit dieser Säure verbrannt. Schnell brachte meine Frau den Bewußtlosen mit Hilfe eines Mannes in das Spital, wo wir sogleich den Magen mit einer Essiglösung ausspülten. Doch die Lebensgeister kehrten nicht wieder zurück, eine halbe Stunde später hörte mein Freund auf zu atmen. Die Polizei wurde benachrichtigt. Diese erschien mit einem Mitgliede des Kriegsgerichtes. In Mr. Leslies Tasche fand sich folgendes Schreiben in englischer Sprache, welches ich hier in Übersetzung wiedergebe:

„Hierdurch möchte ich kund tun, daß an meinem Tode meine Freunde Herrn Eckart und besonders Herrn Künzler keine Schuld trifft. Das Gift habe ich mir eigenhändig aus meiner Waisenhausapotheke geholt.

Urfa, den 30. Oktober 1915.

Francis H. Leslie."

Dies war für mich ein neuer, wohl der härteste Schlag dieser leidgefüllten Tage. Er war mir ein lieber Freund gewesen, ein Bruder im vollsten Sinn des Wortes. Jetzt war er ein Opfer dieser Zeit geworden, und ich sollte ihn überleben. Meine Gebete hatten ihn nicht durchretten können. Er war zu zart veranlagt für dieses böse Land.

Der jungen Frau mußte ich den Vorfall berichten. Wie

würde sie den Schlag ertragen? Sie, die nun mit dem erst drei Monate alten Töchterchen allein stand.

Am Nachmittag des 31. Oktober sollte Leslie beerdigt werden. Auf dem protestantischen Friedhof hatte ich ihm ein Grab graben lassen. Alle Europäer, besonders viele Belligerenten, erschienen zur einfachen Feier. Kurz bevor sie begann, kam ein Polizist und verbot mir, den Toten auf dem Friedhof zu beerdigen. Dieser sei nun Eigentum der Regierung. Meine Vorstellung bei der Regierung nützte nichts. Der General, der beim Gouverneur war, mischte sich auch noch ein:

„Was unterstehen Sie sich denn? Sie haben einfach unserem Befehl zu gehorchen. Glauben Sie etwa, daß Ihr Erscheinen hier den Befehl umstürzen könne?“

Es blieb mir nichts anderes übrig, als in Eile ein neues Grab in einer Steinwüste vor der Stadt graben zu lassen und dort die sterbliche Hülle meines Freundes zu bestatten.

18. Kriegsgerichtliche Untersuchungen.

Während dieser Tage hatte ich eine kriegsgerichtliche Untersuchung zu bestehen. Als im Juni unser Apotheker aus dem Krankenspital geholt und gefangen gesetzt wurde, sollte auch sein Bruder Armenak ihm ins Gefängnis folgen. Weil er aber in jenen Tagen schwer lungenkrank im deutschen Spitale lag, sah man von seiner vorläufigen Gefangennahme ab. Im Laufe des Sommers hatte er sich nun wieder erholt. Da inzwischen die Lage in der Stadt von Tag zu Tag ungünstiger für die Armenier geworden, habe ich ihm im Spital behalten, obwohl er eigentlich nicht mehr hineingehörte. Die Aussagen der überwältigten Armenier hatten nun diesen Armenak belastet, so daß ihn eines Morgens die Polizei aus dem Hospital abholen wollte. Dabei ergab sich, daß dieser Mann in der Nacht vor Ausbruch des Aufstandes aus dem Hospital geflohen, und, um sich am Aufstande zu beteiligen, ins armenische Stadtquartier gegangen war. Die Oberschwester hatte

mich von dieser Flucht nicht benachrichtigt. So war ich der Unwissende. Der Fall aber brachte mich doch in neue Ungnade beim Gericht. Doch war ich schon zu lange in der Türkei, um mich wegen solchen Sachen allzu stark zu beunruhigen; meine Haut war dicker als die meines verstorbenen Freundes Leslie.

Armenak war einer derjenigen, welche sich bei der Übergabe nicht gestellt hatten. Als sich Herr Eckart vier Tage nach der Übergabe in das amerikanische Institut begab, kam plötzlich dieser Armenak aus einem Versteck hervor, fiel ihm zu Füßen, indem er um Hilfe flehte. Herr Eckart erschrak. Ein Soldat, der den Armenak sah, streckte ihn mit einer Kugel vor den Augen des Deutschen nieder.

Die kriegsgerichtlichen Untersuchungen hatten ferner ergeben, daß Der-Karekin, ein armenischer Vartabed (höherer Geistlicher), noch bei den Europäern versteckt sei. Darum wurde ich wieder vor das Gericht gerufen. Die Frage, ob ich den Der-Karekin bei mir habe, verneinte ich. Die andere Frage aber, ob er bei den Deutschen sei oder bei der dänischen Dame, Fräulein Jeppe, beantwortete ich damit, daß dies mir nicht bekannt sei. Daraufhin sollte der deutsche Offizier, Adjutant des Generals in türkischen Diensten, Graf Wolfskehl, Herrn Eckart, Fräulein Jeppe und mich auf Geheiß des Generals vernehmen und uns veranlassen, zu beschwören, daß wir nicht wüßten, wo Der-Karekin sich befinde. Den Schwur konnten wir in ein Ehrenwort verwandeln, das hieß: Wir wüßten nicht, wo Der-Karekin sich zurzeit befinde.

Graf Wolfskehl reiste eine Viertelstunde nach dieser Verhandlung nach Aleppo ab. Er gab an, krank zu sein. Im Wirklichkeit war ihm die Situation in Urfa, in die er infolge seines dienstlichen Verhältnisses mitverflochten war, ungemütlich geworden, als er die Art sah, mit der man gegen die Armenier ohne Rücksicht auf Schuldige oder Unschuldige verfuhr. Am anderen Tage erfolgte bei Fräulein Jeppe doch noch eine Haussuchung.

Bei dieser Haussuchung mußte der Polizei die vielen

Leute auffallen, welche sich noch im Hause von Fräulein Jeppe befanden, und zwar sämtlich Armenier. Am anderen Tage kam denn auch der Gerichtspräsident in eigener Person und schrieb alle Namen von Armeniern auf, die noch in unseren Häusern waren.

19. Der Abtransport.

Erst nachdem die Männer in den Moscheehöfen und in den Gefängnissen sämtlich erledigt waren, sollte der Abtransport der Frauen und Kinder beginnen. Deren seelische Nöte waren inzwischen aufs höchste gestiegen. Wer könnte das alles in Worten wiedergeben? Meine Frau, die jeden Tag in diese Lager ging, erblickte Unbeschreibliches. Ich betrat die Lager in den ersten Tagen täglich, meist um mich noch der Verwundeten anzunehmen, welche noch aus der Belagerung stammten. Als ich einmal mit Brot erschien, riefen mir die Frauen zu: „Brot bringst du uns? Uns, den Kindern des Todes? Nein, bringe nicht Brot, aber Gift, viel Gift. Ach, laß uns nicht abtransportiert werden, sorge dafür, daß wir hier sterben können. Du weißt selbst, was es heißt, in die Steppe geführt zu werden!"

Andere Frauen zeigten mir Giftfläschchen und wollten wissen, wieviel man davon nähme, sie wollten nicht zuviel nehmen, damit das vorhandene Gift für möglichst viele reiche.

Und die Mütter mit ihren Säuglingen! Die Milchquellen waren längst versiegt, andere Nahrung gab es nicht. Wenige Mütter nur fanden den Mut, ihre Kinder in den Wasserlauf zu werfen, damit sie schnell erlöst sein würden. So legte man sie in den Hof, Reihe an Reihe. Dort schrien sie solange sie konnten; wenn das Schreien aufhörte, schnappten sie noch ein paar Mal nach Luft, bis der Tod sie erlöste. Der vorerwähnte Wasserlauf war meist am Morgen mit Leichen gefüllt, Frauen und Jungfrauen, welche auf diese Weise dem Abtransport entgehen

wollten. Schließlich ließ die Regierung auch noch das Wasser abstellen.

Und gar der Transport dieser dem Tode Geweihten! Kann irgendeine Feder so etwas beschreiben? Die Frauen wollten nicht auf die Straße. Gendarmen treiben sie mit Peitschenhieben hinaus. Draußen auf der Straße wirft sich eine Frau auf den Boden. Sie will nicht mehr aufstehen. Der Gendarm soll sie hier auf der Stelle töten. Er sticht sie mit dem Bajonett an; noch will sie nicht aufstehen, wieder wird nach ihr gestochen, doch nicht so, daß sie stirbt, sondern verwundet bleibt. Das Blut läuft aus den Wunden. Endlich entschließt sie sich doch, aufzustehen und geht. — Jene Frau dort ist wahnsinnig geworden. Sie läuft mit offenen Haaren mit, singt und lacht. — Dort ist eine andere Frau, die in eine Seitengasse zu entweichen sucht. Ein Gendarm hat sie bemerkt, er geht ihr nach. Ein Schuß, sie ist erlöst, glücklicher als ihre Schwestern. — Vor der Stadt stehen viele Muhammedaner. Manche Armenierin gibt sich zu erkennen, Muhammedaner nehmen sie und verschwinden mit ihr. — Dort geht das vierzehnjährige Mädchen eines armenischen Kaufmanns. Ein Türke sucht nach ihr, jetzt ergreift er sie. Doch sie wehrt sich. Lieber will sie in der Steppe sterben, als in ein moslemisches Haus kommen. Ein Gendarm kommt herbei, er will dem Türken nicht behilflich sein, doch da blinkt ein Goldstück in der Hand des Türken. Der Gendarm ist willig geworden. Das sich sträubende Mädchen verschwindet mit dem Türken. Es wird ein trauriges Los im Harem haben. —

Wie es all diesen Unglücklichen auf dem Wege ergangen ist, habe ich bereits berichtet. Es war zweifellos, die Leute von Urfa sollten alle, das war ein Plan und Wille, in der Wüste umkommen. Sie wurden deshalb solange hin und hergeführt, bis schließlich niemand mehr übrig blieb, den man weiter zu transportieren brauchte.

Ehe der Abtransport dem Ende zuging, wurden aus unseren Häusern, am gleichen Tage und zu gleicher Stunde, alle unsere Schützlinge geholt. Wir hofften zwar immer

noch, daß man uns diese lassen würde. Die Leute wurden erst vor die Häuser geführt, während man bei uns noch einmal Haussuchung hielt. Da ich alle meine Schützlinge draußen glaubte, machte ich ahnungslos in Gegenwart des Polizisten, der die Haussuchung vornahm, einen Kleiderschrank auf, und siehe da, eine junge Armenierin sprang heraus. Sie mußte selbst lachen. Natürlich mußte sie auch mit.

Mein neunjähriger Junge bat den Polizisten draußen unter Tränen um seine „Großmutter". Diese sollte nicht mit, dachte er. Er küßt dem Polizeidirektor die Hand, dem selbst die Tränen nahe waren. Allein es half nichts, die alte Frau mußte mit. Wer war diese Großmutter? Es war eine 65 Jahre alte Frau, eine Witwe, welche schon seit sechszehn Jahren in unseren Diensten stand. Den Meinigen aber war sie mehr als eine Dienerin. Sie galt und fühlte sich auch als Großmutter meiner Kinder.

Am folgenden Morgen ging meine Frau noch einmal zum Kommandanten, ihm wenigstens das Bleiben dieser alten Frau abzuringen. Der Kommandant, der sich aus den Lagern schon die schönsten Mädchen herausgesucht, und was er nicht für sich selbst behalten wollte, an Offiziere verschenkt hatte, gab meiner Frau zur Antwort: „Gib mir ihre Tochter, und du sollst sie haben". Doch darüber hatte meine Frau nicht zu verfügen. Die Tochter war auch schon draußen im Lager.

Als die Frauen abzogen, tröstete ich sie, sie würden nur zur Feststellung zur Polizei geführt werden, morgen schon dürften sie wieder zurückkehren. Doch die alte Mairam, die gute „Großmutter" sagte: „Oghlum, daha gelmem!" (Mein Sohn, ich werde nicht mehr zurückkehren). Sie kannte die Türken besser.

Alle diese Leute aus unseren Häusern mußten, soweit es sich um Frauen und Kinder handelte, wandern. Eine Anzahl Männer, deren besonders Herr Eckart viele unterhalten hatte, wurden nicht getötet, wie die anderen, sondern nach Aleppo geschickt, wo sie Soldaten werden mußten.

Die alte Mairam aber kehrte in der Nacht nach ihrem Abtransport, wieder zurück. Sie durfte mit anderen Frauen zusamen einen Wagen mieten. Das Gold half nach, und der erkaufte Kutscher setzte sie in der Nähe der Stadt wieder ab. Mairam mit ihrer Tochter erschien am Vormittag wieder in meinem Hause. Aber kaum waren sie gelandet, als die Polizei schon wieder hinter ihnen herkam. Die Frauen flüchteten zur hinteren Tür hinaus und suchten sich im Häuschen eines nahen Weingartens zu verstecken. Da der Polizist sie aber in unser Haus hatte hineingehen sehen, suchte er erst das Haus ab, dann die nahen Gärten und fand sie. Ein drittes Mal kehrten sie nicht wieder.

20. Schikanen.

In jenen Tagen machte der General auch eine Visite in unserem deutschen Hospital. Angelegentlich erkundigte er sich nach Namen und Krankheit der einzelnen Kranken. Offenbar hatte er gehört, daß das Haus noch voller Kranker war, unter denen sich ja auch Armenier befanden. Er sah nun im Hospital muhammedanische Patienten liegen, welche im Sturm auf das armenische Quartier verwundet wurden, neben Armeniern, welche am 19. August angeschossen worden waren. Auch mußte ich ihm erzählen, wie jener Hagob, der getötet werden sollte, ins Hospital zurückkam. Auch dem von mir eingerichteten Hilfshospital machte der General einen Besuch. Beim Weggang dankte er mir scheinbar verbindlich für die große Arbeit, welche ich für die vielen Kranken geleistet hätte. Nur hatte er auszusetzen, daß in beiden Spitälern Muhammedaner und Armenier zusammenlagen.

Seine Visite hatte zwei böse Folgen. Noch am selben Abend sandte mir der Gouverneur einen Befehl, daß ich das Hilfshospital sofort zu räumen habe, da die Regierung dieses Haus selbst als Krankenhaus einrichten wolle.

Es war schon Nacht und daher unmöglich, jetzt mit der Räumung zu beginnen. Ich ging zum Gouverneur

und bat um Aufschub bis zum Morgen, doch er wollte nichts davon wissen. Ich versprach ihm, daß ich ihm am nächsten Morgen 7 Uhr früh den Schlüssel überreichen werde. Nur mit Widerstreben willigte er schließlich in diesen meinen Vorschlag ein.

Am frühen Morgen besorgte ich den Umtransport. Mehrere muhammedanische Kranke konnten entlassen werden, wodurch etwas Platz geschaffen wurde. Ich mußte einige Kranke vorläufig auch im Keller unterbringen. Doch mein Versprechen, um 7 Uhr den Schlüssel abzugeben, wurde erfüllt.

Die Türken aber legten erst nach Wochen ihren ersten Patienten in jenes Haus, das ich so schnell hatte räumen müssen.

Die zweite Folge der Generalsvisite war, daß am andern Morgen ein Besuch türkischer Militärärzte im Beisein des Stadtarztes, welcher in jener Zeit über unser Hospital die Oberaufsicht hatte, erfolgte. Kaum hatten die Ärzte das Haus verlassen, erschienen Polizisten und holten alle armenischen männlichen Patienten, soweit sie zu gehen imstande waren, ab. Unter ihnen befand sich auch, wie früher erwähnt, jener Hagob, der dann ein zweites Mal nicht wieder kam, da die Henker ihr Werk diesmal gründlicher gemacht hatten.

21. Ein Tröster.

Weil die Regierung nach dem 19. August erkannt hatte, daß man ohne Armenier schlechterdings nicht auskommen konnte, machte sie nun eine kleine Auslese. Einige Bäcker und Schmiede sollten in Urfa gelassen werden. Auch unser armenischer Arzt durfte bleiben, allerdings erst, nachdem eine kriegsgerichtliche Untersuchung seiner Person sowohl, als auch all seiner Schriften nichts Verdächtiges an den Tag gebracht hatte. Doch all diese Leute, welche zunächst zurückbehalten wurden, mußten auch schon nach wenigen Tagen wandern. Offenbar muß irgendein neuer Befehl, daß mit den Armeniern völlig auf-

zuräumen sei, vorgelegen haben. Nur unser Arzt blieb, weil er damals bewußtlos am Flecktyphus darniederlag.

Schon zur Zeit der Belagerung Urfas war die Seuche eingekehrt. Sie machte sich in schauerlichem Maße in den Deportiertenlagern breit und wurde für Tausende der totsuchenden Deportierten ein großer Tröster. Wer von ihm ergriffen wurde, verlor meist schon am zweiten Tage das Bewußtsein, und wer, wie die Wandernden, keine Pflege hatte, starb nach einigen Tagen, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Alle, welche auf der Reise diesem Nothelfer anheim fielen, blieben an den Wegrändern liegen, bis der Tod sie erlöste. Auch unsere Mairam hatte nur zwei Tagereisen zu gehen, dann wurde sie krank und starb.

Die Seuche machte aber vor den Türen der Muhammedaner nicht Halt. War sie ein Tröster den Verbannten, so wurde sie zum unerbittlichen Feind für ihre Verfolger in Stadt und Land. Kein Haus gab es, in dem diese Seuche nicht einkehrte, kein Haus, aus dem nicht dieser Krankheit Erlegene hinausgetragen werden mußten. Ungeheuer muß die Zahl der Opfer dieser Krankheit gewesen sein, denn sie ergriff nach und nach das ganze türkische Reich. In der Haranebene starben einige Dörfer bis auf die Kinder völlig aus.

22. Ein türkisches Waisenhaus.

Auch eine Anwandlung von Barmherzigkeit, die die Türken ankam, sei erwähnt. Als in den Lagern, wo die armenischen Frauen und Kinder zusammengedrängt lagen, zahllose elternlose kleine Kinder weinten und schrieen, beschloß die Regierung, ein türkisches Waisenhaus zu errichten. Gegen tausend dieser Waisen wurden aufgenommen. Als Pflegerinnen bestellte man, da sich zu solcher Arbeit keine muhammedanische Frau hergibt, Armenierinnen. So konnten wenigstens eine kleine Zahl Armenierinnen in Urfa bleiben. Auch Säuglinge las man auf. Für diese wieder mußte man Ammen haben. Es gab unter

den Urfa-Frauen genug, deren Säuglinge verstorben waren und die deshalb diesen Dienst besorgen konnten. Als die Ammen verlangt wurden, wiederholte sich, was bei der Aussetzung Moses in Ägypten geschah. Mütter legten ihren Säugling hin, damit er aufgelesen werden sollte. Kam dann ein Türke, der den Säugling ins Waisenhaus brachte und fragte nach einer Amme, so kam des Säuglings Mutter hervor, um sich zu diesem Dienste anzubieten. Doch in diesem Waisenhaus begann bald ein großes Sterben. Von den etwa 1000 Waisen, die man gesammelt hatte, waren nach einem halben Jahre kaum noch 200 am Leben. Allen Christenkindern gab man muhammedanische Namen. Später unterrichtete man die größeren Kinder im islamischen Glauben. Als im Winter 1917/18 eine furchtbare Hungersnot ausbrach, wurde eine große Zahl Kinder wieder entlassen. Nur wer irgendwelche Hoffnungen erweckte, daß aus ihm ein guter Muhammedaner werden würde, konnte bleiben, und wurde dann in die schon seit der Vorkriegszeit bestehende Handwerkerschule getan.

Es muß der Regierung sehr schwer geworden sein, als sie auch diese armenischen Volksreste — es waren noch etwa 20 — im Dezember 1918 wieder freigeben mußte. Sie kamen dann alle in unser Waisenhaus, von dessen Gründung später die Rede sein wird.

23. Verräter.

Wie es unter jedem Volk schlechte Elemente gibt, so auch unter den Armeniern. Eine verschwindend kleine Gruppe Männer und Frauen, welche in jenen Tagen, da der Tod sein Opfer suchte, sich dazu hergaben, ihre Brüder zu verraten, gab es auch in Urfa. Begreiflich mag es gewesen sein, weil ja der weitaus größte Teil der Urfa-Bevölkerung, soweit sie armenisch war, den Aufstand nicht gebilligt hatte, sondern wohl oder übel alles über sich ergehen lassen mußte. Durch den Verrat wollten sie sich an ihren Volksgenossen rächen. Bei den meisten spielte zwar

nicht Rache mit, sondern nur die Angst um ihr eigenes Leben. Wer von den Armeniern, die sich am 16. Oktober nicht ergaben, nicht mit der Waffe in der Hand dem Tode ins Angesicht hatte schauen wollen, hatte sich verstecken müssen. Tiefe Ziehbrunnen, verborgene Gewölbe und Straßenkanäle bildeten gewöhnlich die oft schwer zugänglichen Verstecke.

Durch Angeben solcher Verstecke retteten ein halbes Dutzend Männer und Frauen ihr jämmerliches Leben. Sie waren es, welche in Urfa bleiben durften, mußten freilich den moslemischen Glauben annehmen, was solchen Kreaturen wohl nicht schwergefallen ist.

Einem dieser Verräter erging es freilich schlecht. Er behauptete, in einem Ziehbrunnen seien Armenier. Auf sein Rufen, doch heraufzukommen, da niemandem etwas geschähe, erfolgte von unten keine Antwort. Die Polizei aber verordnete, daß er in den Brunnen hinabgelassen würde. An einem Seil ließ man ihn in den Schacht hinab. Unten angekommen, schrie er entsetzlich. Schnell wurde er wieder heraufgezogen. Von mehreren Messerstichen war er übel zugerichtet. Der Brunnen wurde darauf vermauert und die in ihnen verborgenen Armenier lebendig begraben. Das haben die Türken übrigens bei vielen Brunnen so gemacht, in denen sie Armenier versteckt glaubten.

24. Allerlei Zufluchtsstätten.

Die Vernichtung ging doch nicht so schnell, wie man beabsichtigt hatte, und es bedurfte mehrerer Wochen, bis ganz Urfa von Armeniern gesäubert war. Über 15 000 Menschen auszutreiben, sie entweder abzuschlachten oder abzutransportieren, war offenbar keine leichte Arbeit. Erst gegen Ende des Monats November kehrte Ruhe ein. Von Zeit zu Zeit hörte man wieder einen Schuß, irgendwo hatten plündernde Soldaten wieder einen Armenier aus einem Versteck hervorgezogen und ihm den Garaus gemacht.

Viele Armenier der Stadt hatten Freunde unter den Muhammedanern. Letztere waren nicht alle so unbarmherzig, daß sie sich mit dem gleichen unglaublichen Zynismus der Regierung an der Vertilgung des Volkes beteiligt hätten.

Es verschwanden denn auch aus den Deportiertenlagern täglich armenische Frauen und Kinder, die nicht getötet wurden. Sie fanden Unterschlupf bei solchen menschlich gesinnten moslemischen Freunden. Außerdem war es ja zur Regel geworden, daß sich jeder Muhammedaner aus den Lagern holte, was ihm von den unglücklichen Frauen und Mädchen gerade paßte. Alle diese Armenierinnen hatten mit dem Eintritt in das moslemische Haus zwar einen muhammedanischen Namen anzunehmen, doch dies bedeutete noch nicht, daß sie auch Muhammedaner werden müssen. Der Regierung, welche von dieser Art Flucht wußte, schien schließlich auf diese Weise doch zuviel von dem armenischen Volk übrig zu bleiben, weshalb sie schließlich jenem Treiben einen Riegel vorschob, indem sie bekannt gab, daß jeder, der Armenier aufnehme, Gefahr laufe, ebenfalls deportiert zu werden. Die christlichen Syrer und die Katholiken von Urfa, die zwar gering an Zahl sind, die aber doch auch Armenierinnen Unterschlupf gewährt hatten, richteten sich begreiflicherweise nach diesem türkischen Befehl, schon deshalb, weil sie in ihrer Minderzahl mitten unter Muhammedanern wohnten.

Unter den Türken haben nur einige höhere Beamte dem Befehl Folge geleistet. Das Gros der türkischen, kurdischen und arabischen Einwohner in und außerhalb der Stadt kümmerte sich nicht um die Wünsche der Regierung. Auch der Oberrichter der Stadt wurde vom Kriegsgericht aufgefordert, die bei ihm vorhandenen armenischen Christen herauszugeben. Dieser Mann war im Juli 1915 von Erzingjan nach Urfa strafversetzt worden, weil er dort gegen die Ausweisung der Armenier protestiert hatte. In Urfa präsidierte er in jenen Unglückstagen einer Versammlung, in der Stellung gegen die Armeniergreuel genommen wurde. In seinem Hause hatte er einer Anzahl

Armenierinnen Aufnahme gewährt. Der General ließ ihn nach dieser Versammlung zu sich rufen und sagte ihm:

„Wer bist du, daß du dich unterstehst, gegen die Zentralregierung zu arbeiten und in diesen Versammlungen für eine milde Behandlung der Armenier einzutreten und gar noch gegen meinen Befehl Armenierinnen in deinem Hause zu verstecken? Hört das nicht auf, so sollst du erfahren, daß wir die Macht haben, dich zur Raison zu bringen."

Eine Entgegnung wartete der General nicht erst ab, sondern bedeutete dem Oberrichter, daß er sich entferne. Dabei muß man wissen, daß der Oberrichter als „Kadi" der zweithöchste Beamte in der Stadt war.

Kaum war er daheim angekommen, erschien die Polizei mit Befehlen des Generals, und nahm ihm die Armenierinnen weg. Dessenungeachtet hatte er nach wenigen Tagen wieder Flüchtlinge in sein Haus aufgenommen. Ich habe unter den Muhammedanern keine edlere Seele kennen gelernt, wie diesen Kadi. Ich bin denn auch noch keinem Anhänger Muhammeds persönlich so nahe gekommen, wie ihm. Wie die besten Freunde, ja wie Brüder, schieden wir später voneinander.

In Urfa hat seit Jahrzehnten auch eine Franziskanermission ihren Sitz. Die Patres, soweit sie französischer Herkunft waren, verließen Urfa gleich zu Anfang des Krieges. Diejenigen Patres, welche ottomanische Untertanen waren, blieben.

Letztere hatten es gewagt, einen armenisch-katholischen Priester bei sich zu verstecken; eine gefährliche Sache. Bis in den Winter 1916 hinein hatten die Patres Erfolg mit ihrem Wagnis. Dann aber gelang es der Regierung, wieder durch die vorerwähnten Verräter, des Priesters habhaft zu werden. Man fand ihn in der katholischen Kirche, die Messe lesend. Zur Strafe wurden alle Patres arretiert, und, weil um jene Zeit Urfa kein Kriegsgericht mehr besaß, nach Adana ins Gefängnis gebracht. Dort starb einer am Flecktyphus. Erst nach dem Waffenstillstand wurden sie wieder frei. Der armenisch-katholische

Priester aber wurde, einen Tag bevor seine Begnadigung eintraf, in Adana gehängt.

Wie schon erwähnt, hat auch die Missionarin, Fräulein Jeppe, eine im Dienste der deutschen Orientmission stehende Dänin es gewagt, sieben Männer zu verstecken. Sie hatte mehr Glück als die Patres. Trotz dreimaliger, gründlicher Hausdurchsuchung hat die Polizei die sieben Männer nicht gefunden. Freilich hat die Retterin sich mit den ständigen Aufregungen zuviel zugemutet, beinahe sechs Monate lag sie an einen Nervenleiden darnieder, eine Folge jener entsetzlichen Tage.

Gelegentlich der letzten Hausdurchsuchung im Sommer 1916 faßte die Polizei unseren arabischen Diener, um ihn zu einer Aussage zu zwingen. Sie prügelten ihn fürchterlich, aber verraten hat der Wackere die Tatsachen, von denen er völlig unterrichtet war, nicht. Das war auch ein Muhammedaner. Alle Hochachtung vor solcher Treue!

25. Die Liquidationskommission.

Anfang Dezember 1915 trat eine Liquidationskommission — die erste in Urfa — in Aktion. Sie begann mit dem Verkaufe des armenischen Besitzes, soweit die plündernden Soldaten und der Pöbel der Stadt noch etwas übrig gelassen hatten. Die armenischen Verkaufsmagazine, die Häuser, Gärten und Landbesitze sollten ausgeräumt oder verwaltet werden. Zu dieser Arbeit brauchte man zwei Jahre, während welcher Zeit verschiedene Kommissionen nacheinander amtierten. Sobald die eine Kommission sich an dem armenischen Gute genügend bereichert hatte, wurde sie von anderen Beamten abgesetzt, die dann weiter amtierten, gleich lüstern nach dem Hab und Gut der Getöteten und Vertriebenen, wie ihre Vorgänger.

Der bereits erwähnte Übersetzer des Kriegsgerichts fungierte als Schreiber in diesen Kommissionen. Er erzählte mir, wie es beim Verkaufe der Warenvorräte aus den armenischen Magazinen zuging. Ehe man mit der

Versteigerung begann, wurde das Beste und Wertvollste vorweg in die Privathäuser der Kommissionsmitglieder, soweit sie Türken waren, geschafft.

Ein Araber war in den Besitz eines Diamantschmuckes gelangt, der ohne Zweifel einer Armenierin abgenommen war. Er zeigte ihn einem reichen Türken. Dieser bot ihm einige Pfund dafür, doch der Araber wollte zuvor einen Schmuckhändler zu Rate ziehen. Der Türke begab sich unverzüglich zu dem Laden des Schmuckhändlers und verständigte den Händler von den Diamanten. Er schlug ihm einen Handel vor, in den der Schmuckhändler einwilligte. Der Türke zahlte dem Händler 13 Pfund und verschwand, als der Araber in Sicht kam. Der Schmuckhändler erstand von dem Araber den Schmuck für 13 Pfund. Als später der Türke wieder bei dem Händler erschien, den Schmuck zu sehen, zog der Händler 13 Pfund aus seiner Kasse und gab sie dem Türken zurück mit der Bemerkung, daß der Kauf nicht perfekt geworden sei. Doch der Türke machte Lärm, es kam zum Wortwechsel, schließlich legte sich die Polizei ins Mittel. Als diese den Schmuck sah, waren ihn die Streitenden los mit der Begründung, er sei armenisches Gut und gehöre deshalb der Regierung.

Ich zog später genaue Erkundigungen ein und stellte einwandfrei fest, daß jener kostbare Schmuck nie in die Hände der Kommission gelangt ist. Sicherlich hatte er Abnehmer gefunden, bevor er unter „amtlichen Schutz" gebracht werden konnte. Es ist zu vermuten, daß der Polizeidirektor und der Präsident der Kommission sich in den Besitz geteilt haben.

26. Britische Psychose.

Der Flecktyphus, dessen Auftreten wir schon mehrfach in diesen Blättern erwähnten, pflegt dem von ihm Befallenen meist schon am zweiten Tage das Bewußtsein zu rauben. Indessen ist der Geist des Kranken während der ganzen Krankheit, die 15 bis 17 Tage dauert, unbe-

wußt doch stets beschäftigt. Ebenso wie in der Narkose ein Beter nicht flucht, sondern betet, oder ein Flucher nicht betet, sondern flucht, so ist es auch in diesem Typhuszustand. Was im Geist des Menschen lebt, bleibt auch im Typhustaumel ausgeprägt lebendig. Wenn dann nach Eintritt der Krisis der Patient wieder langsam zum normalen Geistesbewußtsein kommt, glaubt er an die tatsächliche Existenz der eben in unbewußtem Zustande noch gesprochenen Bilder seiner Phantasie. So konnte ich selbst es nicht glauben, daß der Friede noch nicht geschlossen war, denn ich hatte doch im Krankheitszustande gesehen, wie dieser feierlich unterzeichnet wurde. Später hatte ich unter meinen Typhuspatienten einen Vollblutengländer. Als ich eines Morgens im Spital die täglich Krankenvisite machte, ist er eben wieder leise zu neuerwachtem Bewußtsein gelangt. Mit strahlendem Gesichte fragte er mich: „O dear, do you not hear?" (Hören Sie nicht?) „Was ist denn los?" fragte ich. „All the bells in the whole world are wringing," (alle Glocken der Welt läuten) antwortete er, und ohne mich weiter fragen zu lassen, rief er mit seiner noch schwachen Stimme aus: „Thanks god, the whole world is now english!" (Gott sei Dank, nun ist die ganze Welt englisch geworden). Auch in ihm war der Krieg zu Ende, aber die ganze Welt war englisch geworden. Der große englische Gedanke des Weltimperiums trat aus dem kranken Gehirn dieses braven Missionars an die Öffentlichkeit.

Heute, da ich dies schreibe, ist der Weltkrieg wirklich zu Ende. Müssen wir nicht bekennen, daß es fast so gekommen, wie jener Kranke gesehen? Ob aber alle in der Welt Gott dafür danken wollen, bleibt doch die Frage.

27. Arzt ohne Diplom.

Seit im November 1915 der armenische Arzt unseres deutschen Missionshospitales erkrankt war, lag die ganze

Arbeit allein auf mir. Freilich, schon seit Kriegsbeginn war das eigentlich schon für den größten Teil der Arbeit der Fall, denn der armenische Doktor war tagtäglich mit militärärztlichen Arbeiten in Anspruch genommen. Der Urfa-Stadtarzt, ein Israelit, hatte auf meine Bitte die Oberaufsicht über unser Hospital übernommen, wofür ich ihm eine Entschädigung bewilligen konnte. Solange sich in Urfa irgendein diplomierter Arzt befand, durfte ich nicht ungehindert ärztlich arbeiten, da ich nicht das vorschriftsmäßige Diplom besaß; der Israelit steckte gern das Geld ein, half mir aber nicht. Er ließ mich frei schalten und walten. Nach Lage der Verhältnisse war das auch gut so. Er bat mich, für die Kranken im Hospital und in der Stadt das Möglichste zu tun, hatte in meine Kenntnisse volles Vertrauen und war wohl auch nicht gerade begeistert von der Größe der Anforderungen, die er an sich hätte stellen müssen. Während der Typhusepidemie habe ich eine Arbeit zu bewältigen gehabt, die fast über Menschenkraft ging. Nicht nur für unser Hospital mit 25 Betten, das aber meist 40 Patienten aufgenommen hatte, galt es zu sorgen, auch die Patienten der Stadt mußten besucht werden. Tage, an denen ich über 100 Besuche in der Stadt machte, waren keine Seltenheit. Daneben hatte ich noch einige Wochen lang meine Frau und meinen Sohn typhuskrank daheim liegen.

Wenn man auch der Krankheit mit Medikamenten nicht beikommen konnte, so war doch eine sorgfältige Beobachtung unerläßlich. Großes Unglück konnte so oft verhindert werden. Die vielen, denen nach Ablauf der Krankheit abgestorbene Gliedmaßen amputiert werden mußten, hatten das nur deshalb zu erleiden, weil eine richtige ärztliche Beobachtung fehlte. Wo rationelle Pflege war und richtige Leitung, kam so etwas nie vor. Über 2000 Patienten durfte ich vom November des Jahres 1915 bis Mai des Jahres 1916 ein Helfer und vielen ein Tröster sein.

28. Schließung des deutschen Missionsspitals.

In den ersten Maitagen 1916 sollte der israelitische Stadtarzt, unter dessen formeller Protektion ich die eben beschriebene Arbeit zu bewältigen hatte, nach Mossul versetzt werden. Noch war er in Urfa, hatte aber sein Amt bereits einem neu gekommenen Gesundheitsinspektor, einem bissigen Türken abgetreten. Ich begab mich zu diesem, um ihn zu bitten, die Oberaufsicht über unser Spital zu übernehmen, wie dies der bisherige Stadtarzt getan. Ich traf ihn nicht zu Hause und wollte Nachmittags wieder zu ihm gehen, als er mir zuvorkam. Um die Mittagszeit erschien er und verlangte mein Diplom zu sehen, kraft dessen ich ärztliche Praxis ausübe. Da ich kein solches besaß, konnte ich ihm keins zeigen. Ich bat ihn, die Leitung des Hospitals zu übernehmen, da die große Stadt mit 60 000 Einwohnern nicht ohne Arzt und Hospital bleiben konnte. Doch er wollte nichts davon wissen, ließ vielmehr Operationssaal und Apotheke versiegeln, machte eine Visite im Hospital und befahl mir dann, bis zum Abend alle Kranken aus demselben zu entlassen.

So tief mich diese Behandlungsweise auch kränkte, besonders weil ich dessen völlig gewiß war, daß dieser Mann für die armen Kranken selbst wenig oder gar nichts tun würde, so war es doch für mich persönlich dringend nötig, einmal etwas Ruhe zu haben. Auf die Dauer hätte auch mein sonst robuster Körper die gewaltige Arbeitslast nicht tragen können.

Im Juli sollte ein deutscher Major mit einem deutschen Oberleutnant nach Urfa kommen. Noch ehe beide ankamen, begab ich mich zum Gouverneur und bot ihm für die kranken Soldaten unser Hospital an. Requiriert wurde das Spital ja doch, so war es besser, ich kam einer zwangsweisen Übernahme zuvor. Mein Angebot wurde angenommen, allein Apotheke und Operationssaal wurden damit noch nicht entsiegelt.

Bald nach der Ankunft des deutschen Majors wurde mir befohlen, das Privathaus Dr. Vischers, des in seiner Schweizer Heimat weilenden und durch militärischen Dienst gebundenen Chefarztes der deutschen Klinik, zu räumen, weil die Türken dasselbe als Hospital benützen wollten. Sogleich begab ich mich zu dem deutschen Major, der bei den Franziskanern abgestiegen war, und bat ihn, doch das einzige seiner würdige Haus des Dr. Vischer als Wohnung zu beziehen, das prächtig gelegen und ungleich gesünder sei, als seine jetzige Wohnung. Mein Vorschlag wurde angenommen. Er gab mir auch einen Soldaten mit, der das Haus bewachte, und, als nach wenigen Stunden die Türken kamen und das Haus beziehen wollten, war es schon militärisch besetzt. Das war eine für mich erfreuliche Lösung. Denn einmal wohnte Fräulein Jeppe, die kranke dänische Missionarin mit ihren sieben Versteckten dort, welch letztere noch immer sorgfältig bewahrt werden mußten — hatte doch erst wenige Tage zuvor eine Durchsuchung stattgefunden —, und zum anderen wurde das schöne und saubere Haus davor bewahrt, ein türkischer Schmutzkasten zu werden. Was machte es, wenn auch das Inventar unseres Chefarztes benutzt wurde? Was wäre geworden, wenn die Türken dort hätten hausen können?!

So zog der Major ein, der leider damals ein kranker Mann war. Er hatte die Gelbsucht. Obwohl er eigene eingeborene Militärärzte zu Diensten hatte, wünschte er doch meine Behandlung. Da er nun mein Patient wurde, mußte ich für ihn zuweilen Medikamente aus der Apotheke haben. Auf Befehl des Majors wurde dann stets die Apotheke entsiegelt, aber immer wieder vom Sanitätsinspektor versiegelt. Aber ich konnte bei diesen Entsiegelungen stets auch andere, für unsere deutsche Kolonie nötigen Medikamente entnehmen, und ich gestehe, daß ich hiervon in reichlicher Menge Gebrauch machte.

Das Leiden des Majors war ein hartnäckiges, schließlich aber genas er doch wieder völlig. Bei seinem ersten

Ausgang ging er in die Apotheke und ließ dort durch einen herbeigerufenen Sanitätsbeamten Apotheke und Operationssaal entsiegeln mit der Begründung, daß es nicht angehe, ein Hospital ohne Apotheke und Operationssaal zu haben.

Als aber der Major im August 1917 wieder fortzog und inzwischen ein neuer Sanitätsinspektor in Urfa angekommen war, ließ dieser aufs neue Apotheke und Operationssaal versiegeln. Da ich dabei war, machte ich unauffällig die Fensterschieber auf, so daß ich später mit leichter Mühe, ohne durch die Tür gehen zu müssen, in die Apotheke gelangen konnte, um Medikamente herauszuholen. Sicherlich sind es ungeschriebene Rezepte, nach denen man in dieser Manier in der Türkei zu handeln gezwungen ist; es hat aber für das Gemüt etwas Heilkräftiges, gegen türkische Unvernunft mit rechtzeitig angewendeten Listen aufkommen zu können.

Der frühere armenische Arzt kam später wieder aus der Gefangenschaft, mußte aber als Offizier arbeiten und durfte als solcher nicht wieder in nichttürkischen — also auch nicht wieder in deutschen — Diensten stehen. Er wollte aber doch Geld verdienen. So arbeitete ich mit ihm zusammen. Klinik, Apotheke und Operationssaal richtete ich mir nach und nach im Hause des Dr. Vischer ein. Durch meine Arbeit hatte ich in jener Kriegszeit, da die Zuschüsse aus der Missionskasse seltener wurden, manche Einnahme. Es gelang mir denn auch, alle unsere Krankenschwestern, welche zwei Jahre hindurch im Spital nur die türkischen Soldaten zu pflegen hatten, und von dem Staate keinerlei Entgelt erhielten, stets in Hartgeld zu entlohnen.

Besonders dankbar war meine Arbeit für Hunderte von Kranken im Herbst 1917, als eine bösartige Augenentzündung das Land heimsuchte. Der armenische Arzt hatte weder Lust noch Zeit, sich mit dem Heer von Kranken abzugeben, das sich einstellte. So besorgte ich die Armenpraxis. Da ich als Assistent galt, konnte mir der Sanitätsinspektor nicht beikommen. Ich habe übrigens

das Ressort der Augenbehandlung auch zur Zeit der Anwesenheit meiner europäischen Chefs selbständig versorgt, so zuletzt noch in der Ära von Dr. Vischer. Niemand war daher in Urfa in jener Zeit, der mehr Erfahrung in diesem Zweig besaß, als ich.

29. Die letzte der Deportationen.

Es war kein leichtes Stück Arbeit für jene Jungtürken, welche die Deportierung und die planmäßige Ausrottung der Armenier beschlossen hatten, ein Millionenvolk zu vernichten. Die Deportationen dauerten ein volles Jahr. Die letzten Deportierten kamen im Juni 1916 durch Urfa. Das Merkwürdigste bei diesem Zuge war, daß er sich, gänzlich abweichend von allen anderen, hauptsächlich aus jungen Männern rekrutierte. Wie kam das?

Die Ingenieure der Bagdadbahn arbeiteten während des Krieges in beschleunigtem Tempo am Bau der Linie. War sie doch geradezu eine Lebensfrage für die Türken und ihre Verbündeten. Nun kann man aber in der Türkei eine Bahn ebensowenig ohne die Armenier bauen, als in Europa ohne die Italiener. Die Armenier sind das arbeitende Element, das jedes größere Werk zu leisten vermag. Auch an solchen Posten, wo man beim Bahnbau einen Vertrauensmann brauchte, waren es fast ausschließlich Armenier, die ihn ausfüllten. Sich einen muhammedanischen Rechnungsführer zu denken, ist unmöglich. Als nun im Sommer 1915 auch diese fleißigen Arbeiter deportiert werden sollten, haben sich die Bahningenieure, Deutsche und Schweizer, mit aller Macht dagegen gewehrt. Mir erzählte einer dieser Herren, daß sie beinahe ein ganzes Jahr gegen den türkischen Plan, auch diese Arbeiter zu beseitigen, kämpfen mußten. Schließlich mußten sie im Juni 1916 doch einige tausend Arbeiter entlassen. Es waren die Männer, welche zuletzt durch Urfa zogen. Sie hatten nicht mehr weit zu ziehen. In Veranschehir erreichte sie das Los, das gleiche,

das zuvor Hunderttausende ihrer Brüder ereilt hatte. Mit dem Messer wurden sie alle erledigt.

In Der-es-Sor, einem Städtchen am Euphrat, war ein großes Konzentrationslager von Armenierüberresten aus allen Gegenden Armeniens und Anatoliens. Es mochten noch gegen 60 000 sein, meist nur noch wandelnde Skelette Der Hunger hatte ihr Antlitz entstellt; nur wenig Menschliches war noch darin zu lesen. Mußten sie sich doch auf Misthaufen mit den hungernden Hunden um einen Überrest von Brot oder sonstigem Eßbaren streiten. Ja, es kam vor, daß sie sich gegenseitig beinahe totschlugen einer Gurkenschale oder dergleichen wegen. Der Gouverneur sah ein, daß diese Unglücklichen, deren Lager man sich nicht zu nahen wagte, weil ein entsetzlicher Gestank von ihnen ausging, nicht mehr zum Leben taugten, wohl aber einen ständigen Seuchenherd bildeten. Er ordnete daher kurzerhand ihre Vertilgung an. In kleinen Gruppen wurden sie jeweilen außerhalb der Stadt umgebracht und dann in die Fluten des Euphrat geworfen, damit man der Arbeit, sie zu verscharren, überhoben war.

Nach dem jahrelangen Morden und Hungersterben kam schließlich den bisher in moslemischen Häusern verborgenen Armeniern die Hoffnung auf ein wenig mehr Sicherheit für ihr Leben zurück. War der Arm der Obrigkeit, der so schauderhafte Schläge gegen seine Untertanen ausgeteilt, erschlafft? War eine bessere Einsicht eingekehrt? Jedenfalls die bisherige Vogelfreiheit der Armenier hatte aufgehört, wenn sich auch noch zahlreiche Vergewaltigungen, Entehrungen, Schändungen, besonders auch der Knaben, ereigneten.

30. Die Schicksale des Garabed Karataschdjian.

Hier noch ein Einzelbeispiel. Garabed Karataschdjian, ein reicher Kaufmann aus Urfa, wandte sich, als für die Armenier die böse Zeit nahte, an mich und bat dringend, mit seiner Familie in mein Haus aufgenommen zu wer-

den. Daß er mir Geld dafür bot, gefiel mir zwar nicht, doch aber konnte ich seinen herzbeweglichen Bitten nicht widerstehen, und nahm ihn auf. Eine freiwillige Entschädigung, so dachte ich, konnte er, wenn er die kommende Zeit überleben würde, an unsere Hospitalkasse leisten.

Als nun die Armenier in Urfa ihren letzten Verzweiflungskampf kämpften, bat mich Garabed, er möchte mein Haus verlassen, da man ihn sicher hier ergreifen würde. Er hätte zu den Arabern gehen können, wohin ja schon mancher Armenier geflohen war. Bei ihnen blieben die Gehetzten doch am besten verborgen. So verließ Garabed mein Haus und zog zu Kurden, die er kannte, und denen er glaubte sein Leben anvertrauen zu dürfen. Frau und Kinder aber blieben bei mir, bis sie mit allen anderen, welche in meinem Hause waren, von der Polizei abgeholt wurden. Die Frau landete schließlich mit noch einem Söhnlein in Der-es-Sor. Von dort erhielt ich oft Nachricht von ihr. Eines Tages aber erschien Garabed wieder bei mir, gerade in einer Zeit, da die Türken nach jedem versteckten Armenier suchten. Als Kurde Muhammed legte ich ihn in ein Bett des Spitals. Dort war er vorläufig am sichersten, denn die anderen Armenier waren mir kurz vorher aus dem Hospital herausgeholt worden.

Nachdem er mehrere Wochen als gesunder Patient Spitalluft geatmet hatte, bat ich ihn, er möchte nun wieder fortziehen, am besten wieder zu den Kurden, die ihn bisher beschützt hatten.

Er zog ab. Nach Monaten kam er wieder in die Stadt, wo er sich dem Gouverneur vorstellte. Er erzählte diesem, wie er bisher am Leben geblieben, und stellte es ihm anheim, über ihn zu verfügen, denn er sei bisher jeden Tag in Todesgefahr gewesen, länger könne er dies Scheinleben nicht mehr aushalten. Der Beamte sprach ihn frei, doch sollte er vorläufig seinen moslemischen Namen behalten.

Durch mich erfuhr Garabed, daß seine Frau und ein Kind noch in Der-es-Sor am Leben seien. Diese wollte er aufsuchen. Doch ich riet ihm hiervon dringend ab.

Seine Frau wußte ich bei einem angesehenen Muhammedaner, dessen Dienerin sie geworden, in einigermaßen guter Hut. Doch Liebe ist stärker als Argumente. Garabed erhielt vom Gouverneur militärischen Schutz auf seine Reise. So gelangte er glücklich bis nach Der-es-Sor. Hier fand er seinen Tod.

Nach dem Waffenstillstand kehrte seine Frau mit dem Kinde wieder nach Urfa zurück. Der Muhammedaner, bei dem sie diente, hatte sie nicht ausgeliefert.

31. Die Kurdendeportation.

Es hat wohl keine europäische Tageszeitung davon berichtet, daß die gleichen Jungtürken, welche die Armenier ausrotten wollten, auch ihre Glaubensgenossen, die Kurden, die im eigentlichen oberen Armenien wohnten, ebenfalls von Haus und Hof vertrieben. Das geschah unter dem gleichen Vorwande, wie anfangs bei den Armeniern, nämlich, daß sie unsichere Elemente seien, und daher Gefahr bestände, daß sie zu den Russen übergingen. Wieviel Ursache zu dieser Auffassung die Kurden selbst gegeben haben, entzog sich meinem Blick. Ich weiß nur so viel, daß ich unter den Deportierten auch kurdische höhere Offiziere sah, welche zu Anfang des Krieges mutig im Felde gegen die Russen gekämpft hatten, und die nun die Behandlung durch die Türken als bittersten Undank empfanden.

Im Winter 1916 erfolgte der Abtransport der Kurden aus den Gebieten von Djabachdjur, Palu, Musch, also aus den Wilajets Erzerum und Bitlis. Schätzungsweise mußten etwa 300 000 Kurden nach dem Süden wandern. Vorerst wurden sie in Obermesopotamien, besonders in der Gegend von Urfa, aber auch westlich in der Gegend von Aintab und Marasch untergebracht. Im Sommer 1917 begann sodann deren Weitertransport nach der Konia-Hochebene. Es war die Absicht der Jungtürken, diese kurdischen Elemente nicht mehr in ihre angestammte

Heimat zurückzulassen. Sie sollten in Inneranatolien nach und nach im Türkentume aufgehen.

Die Behandlung dieser Kurden auf ihrem Deportationszuge unterschied sich von derjenigen der Armenier sehr wesentlich. Es geschah ihnen auf dem Wege kein Leid, niemand durfte sie plagen. Aber das Furchtbarste war, daß die Deportation mitten im Winter erfolgte. Kam so ein Kurdenzug abends in einem Türkendorfe an, so schlossen die Einwohner aus Angst vor ihnen schnell ihre Haustüren zu. So mußten die Armen die Winternacht unter Regen und Schnee draußen verbringen.

Am andern Morgen hatten dann die Dorfbewohner Massengräber für die Erfrorenen zu machen. Die Leiden auch derer, welche schließlich in Mesopotamien ankamen, waren noch lange nicht zu Ende. In den Städten, wo sie in den halbzerstörten Armenierquartieren untergebracht wurden, und wo die Regierung noch durch Brotdarreichung die Not zu lindern suchte, ging es anfangs noch leidlich. Anders aber in den Dörfern, wo die ansässige Bevölkerung nur Schrecken vor den Kurden hatte, und ihre Vorräte, die meist auch schon zur Neige gingen, ängstlich hütete. Da begann dann auch für diese unglücklichen Deportierten die Hungersnot.

Weil nun meine Rettungsarbeit an den Armeniern von der Regierung mit scheelen Augen und wohl auch vielfach mit Neid verfolgt wurde, und mich die grauenhafte Not dieser Kurden, die doch auch unsere Menschenbrüder sind, tief bewegte, so machte ich mich im Dezember 1916 auf nach Aleppo. Mir lag daran, die dortigen Konsuln für eine Hilfsaktion zu erwärmen. Von einer solchen Aktion versprach ich mir auch eine gute Rückwirkung für die Armenierhilfe. Mein Ansinnen wurde sowohl vom deutschen als auch vom amerikanischen Konsul sehr freundlich aufgenommen. Auf der Rückreise durchzog ich noch die Dörfer in der Surudj- und Haranebene, um einen Einblick zu erhalten in die Zahl der Hilfsbedürftigen dieses Distrikts. Ich fand deren etwa 30 000, täglich kamen indes neue Zuzüge aus dem Norden.

Schon Ende Dezember erhielt ich zusagende Antwort von den Konsuln, und bald erschien auch ein Herr B. vom amerikanischen Konsulat mit 150 000 Franks. Auch der deutsche Konsul sandte mir 300 Ltq. (7000 Franks). Mein Vorschlag, in verschiedenen Gebieten Weizen und Gerste aufzukaufen, welchen ich dann unter die Hungernden verteilen wollte, wurde angenommen.

Im Januar und Februar ließ ich durch einige meiner Getreuen in vielen Dörfern Brotfrucht verteilen. Es war das keine leichte Arbeit. Mehrmals ritt ich selbst in die Dörfer, um nach dem Rechten zu sehen.

In einem Dorfe erfand sich's, daß der gekaufte Rest von Weizen nicht die vertraglich ausbedungene Güte aufwies. Ich bat die Hungernden, in ein anderes, vier Stunden entferntes Dorf zu kommen, wo wir ein gefülltes Magazin hatten. Aber ein großes Lamento begann. Halbnackte, hohläugige Menschen fielen mir zu Füßen, mich beschwörend, ich solle ihnen doch diesen, wenn auch schlechten Weizen geben. Sie würden ihn gern essen. Ich mußte ihrem Drängen nachgeben. Eine Probe des schlechten Weizens nahm ich allerdings mit nach der Stadt, wo ich ihn dem Verkäufer zeigte und noch eine Tonne besseren Weizens als Entschädigung herausschlug.

Nur allzubald ging der angekaufte Weizen zu Ende. Aber inzwischen war der Frühling eingekehrt, eine gute Ernte stand in Aussicht. Die Kurden in den Dörfern hungerten sich durch, indem sie Gras aßen, und als die Ernte kam, gab es Arbeit, welche sie besser verstanden, als die Araber. Sie konnten ernten helfen. Aber der Winter 1917/18 brachte neue Not. Trotz guter Ernte gab es eine furchtbare Hungersnot, der beinahe alle deportierten Kurden zum Opfer fielen.

Nicht nur Armenier und Kurden, auch die Araber waren von den Jungtürken in ihren Vernichtungsplan einbezogen. Auch sie sollten durch furchtbare Blutbäder dezimiert werden. Allein dieser Plan konnte nicht zur Ausführung kommen, weil die Araber schwer zu fassen sind. Auch wußte man, daß sie die Engländer im Rücken

hatten. Ein Gendarmerieoffizier sagte mir, daß nach einem siegreichen Kriege die Türken mit den Arabern abrechnen würden, und daß er sich schon sehr darauf freue, an deren Niedermetzelung teilnehmen zu können.

32. Rakka.

Das Städtchen Rakka am Euphrat, südlich von Urfa und oberhalb Der-es-Sor, wurde zu einem großen Lager der verschickten Armenier. Ab und zu konnte diesen Ärmsten von Aleppo aus durch einen am amerikanischen Konsulate angestellten Deutschen Hilfe gebracht werden. Als dieser Herr aber später selbst Soldat wurde, bin ich gebeten worden, diesen Unglücklichen so oft als möglich Hilfe zu leisten.

Das erste Mal ging ich im April 1917 hin. Damals gab es noch 6000 Armenier in trostlosester Verfassung dort. Sie waren wohl frei, doch fehlte es an Arbeit. Ehe ich die mitgebrachten Gelder verteilte, stellte ich mich dem Gouverneur vor und bat ihn um die Erlaubnis, den Armeniern helfen zu dürfen. Er hatte nichts dagegen. So wickelte ich in zwei Tagen meinen Auftrag ab und begab mich alsdann schnell wieder nach Hause.

Im August desselben Jahres kam ich ein zweites Mal hin. Wieder machte ich dem freundlichen Gouverneur meine Aufwartung. Auch diesmal hatte er nichts einzuwenden, ich sollte ungehindert die Gaben an die bereits stark verminderte Anzahl Rakkaarmenier verteilen.

Kaum hatte ich den Gouverneur verlassen und war im Hause eines aus Cäsarea (in Kleinasien) hierher deportierten, protestantischen Pfarrers abgestiegen, als ein gewisser Ali Effendi in dem Hause meines Gastgebers vorsprach. Er wurde mir als ein Angestellter der amerikanischen Süßholzkompanie vorgestellt. Er war indischer Muhammedaner, der geläufig englisch sprach und hatte es nur seinem großen Einfluß bei der türkischen Regierung zu verdanken, daß er nicht, wie andere britische Untertanen, irgendwohin verschickt worden war.

Ali Effendi bat mich, mit ihm zu kommen und sein Gast zu sein. Doch hierzu fühlte ich nicht die mindeste Lust, hatte auch keine Veranlassung, die Taktlosigkeit zu begehen, das bereits bezogene, gastliche Haus, so ärmlich es auch war, wieder zu verlassen. Das ärgerte den Ali.

Er verabschiedete sich kurz. Der Pfarrer sagte mir, daß dieser Mann sich bereits früher in die Verteilung von Hilfsgelder, welche von Aleppo kamen, eingemischt hätte. Man munkelte, er habe von diesen Geldern viel an seine türkischen Freunde, die Beamten, mit denen er auf gutem Fuße stand, abgegeben, die ihm den Gegendienst leisteten, daß er, der britische Untertan, in dieser Stadt, in der er schon vor dem Kriege gearbeitet hatte, bleiben durfte. Meine Absage sollte ich büßen.

Ein Gendarm trat bald nach Alis Weggang ins Zimmer und fragte nach einem Fremden, der angeblich aus Urfa gekommen sei. Dieser Herr solle sofort zum Gendarmeriekommandanten kommen. Nicht mit Unrecht witterte der Pfarrer hier schon den Einfluß Ali Effendis. Was der Kommandant von mir wollte, war mir nicht klar; aber als ich mich zu ihm begab, sollte ich es bald erfahren.

Der türkische Herr empfing mich zuerst mit der berühmten, türkischen Zuvorkommenheit. Kaffee ward angeboten und zunächst über die allgemeine Weltlage gesprochen. Dann aber fragte mich der Herr nach meinem Namen, woher ich sei, wie viele und welche Sprachen ich spreche, und was ich hier in Rakka wohl zu tun habe. Ich führte aus, daß ihm wohl bekannt sei, daß ich von Urfa gekommen und bereits schon einmal hier gewesen sei, wo ich mit der Erlaubnis des Gouverneurs an die notleidenden Armenier Geld ausgeteilt habe. Auch heute sei ich wiedergekommen und hätte mir bereits wieder die Erlaubnis dazu vom Gouverneur eingeholt. Auf seine weitere Frage, ob ich ein Alibi, einen Paß besitze, erwiderte ich, nein, es dürfte ja jedermann im gleichen Wilajet (Provinz) ohne ein solches reisen. Nun zog der Herr andere Seiten auf.

„Hören Sie, da Sie kein Alibi besitzen, anerkenne ich Sie nicht. Ich muß annehmen, daß Sie ein Spion sind.

Ohne militärische Bedeckung sind Sie von Urfa hierher durch das Gebiet der uns unfreundlichen Araber gezogen. Ferner sprechen Sie die Sprache unserer Feinde, englisch, französisch und arabisch. Sie bleiben deshalb in Rakka bis zur Erbringung eines Alibi. Damit Sie wissen, daß es mir ernst ist, schicke ich jetzt einen Diener, daß er mir Ihr Pferdegeschirr bringt, und Sie also nicht zurückreisen können."

Somit war ich sein Gefangener. Schöne Geschichte das. Doch ich nahm die Geschichte vorerst nicht allzu ernst. Obwohl es schon neun Uhr abends geworden war, begab ich mich noch zum Gouverneur, den ich aus dem Schlafe wecken ließ, um ihm die Geschichte zu melden. Ich würde seine Entscheidungen allein anerkennen, sagte ich und bat, er möge dafür sorgen, daß der Kommandant von seinem Vorhaben abstehe. Doch er riet mir, der Sache einstweilen ruhig ihren Lauf zu lassen. Er könne nichts gegen den militärischen Kommandanten tun, da eben Krieg sei.

So begab ich mich wieder in das Haus meines Gastfreundes. Dort fand ich bereits wieder Ali Effendi vor, der meine Unterredung mit dem Kommandanten mitangehört hatte, dessen Gast er zu sein schien.

Ali Effendi ließ dann auch durchblicken, um was es sich eigentlich handele, um ein paar Goldfüchse, welche ich ihm zur Besänftigung des Tigers übergeben sollte. Ich wies dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück, denn hierzu waren mir die Hilfsgelder nicht übergeben worden.

Allein im Laufe der Nacht überdachte ich mir die Lage. Wenn ich nun hier längere Zeit festgehalten würde, so müßte sich meine Frau sehr ängstigen, hatte ich ihr doch versprochen, daß ich nach fünf bis sechs Tagen wieder in Urfa sein wollte. Wenn ich bis dahin nicht zurückkam, so würde sie fürchten, ich sei in Räuberhände gefallen. Ein Telegramm konnte unter Umständen nicht ankommen.

Das Arabergebiet, durch welches ich ziehen mußte, war bekanntermaßen sehr unsicher und schon mancher ist den Räubern in die Hände gefallen. Auf der Herreise war auch für eine halbe Stunde lang unsere Situation recht un-

gemütlich gewesen. Wir rasteten an einem kleinen Bächlein. Da erschien am Horizont, in ziemlicher Entfernung, ein Trupp Reiter, welche Ausschau hielten, ob sich ihnen nicht eine willkommene Beute zeigte. Kaum waren sie unsrer ansichtig geworden, so ritt einer von dem Trupp weg, auf uns zu. Mein Kutscher war für sofortigen Aufbruch. Doch was sollte der nützen? Dann hätte uns der Trupp eingeholt und sicher auch ausgeplündert. Ich gebot, ruhig zu warten. Als uns nur noch das tiefe Bächlein von dem Araber trennte, grüßte er. Wir antworteten ebenfalls grüßend, und ich köderte ihn mit einem gebratenen Hühnerbein, daß ich ihm über das Wässerlein zuwarf. Er aß es. Darnach erkundigte er sich über unser Woher und Wohin. Ich sagte ihm, daß ich nach Rakka ginge, um dort nach den Armeniern zu sehen, welche doch so schlecht von den Türken behandelt werden. Nun winkte er seinen fernen Kumpanen, fluchte auf die Türken und zog sich grüßend zurück. Die Gefahr war vorüber; bald waren alle Reiter verschwunden.

So war ich denn am folgenden Morgen in Rakka willig, wenn Ali wiederkäme, durchblicken zu lassen, daß ich nach Beendigung meiner Aufgabe hier dem Kommandanten einige Goldstücke geben würde. Diese hoffte ich wieder herauszubekommen, denn ich nahm mir vor, durch meinen Einfluß in Urfa dem Kommandanten das Handwerk zu legen. In Urfa war noch der deutsche Major, der mir sicher wieder zu dem abgenötigten Gelde verhelfen würde.

Ali Effendi erschien am folgenden Morgen wieder. Von mir ging er zum Kommandanten. Um es recht anzustellen, hätte ich ihm gleich das Geld mitgeben sollen; ich war aber zu unerfahren in diesem Handwerk. Bald genug erschien Ali Effendi wieder und kündigte mir an, daß es bereits zu spät sei. Der Kommandant habe schon nach Urfa telegraphiert, also müsse von dort die Antwort abgewartet werden.

In zwei Tagen hatte ich meine Hilfsgelder verteilt, und war nun so weit, daß ich wieder abreisen konnte, wenn ich nur das Pferdegeschirr gehabt hätte. Ich versuchte jetzt einen anderen Weg. Schon von meiner Reise mit dem

persischen Prinzen her, war mir der Kadi von Rakka bekannt. Zu ihm begab ich mich und bat ihn, er solle versuchen, mich zu befreien, wenn er mein Freund sein wollte. Der Kadi bat mich um ein Ehrenwort. „Hast du, als du das erste Mal hier warst, dem Gouverneur Geld gegeben und wieviel? Nach deiner Rückkehr ging nämlich das Gerücht um, du habest ihm eine große Summe gegeben. Diesmal wollte der Gendarmeriekommandant auch etwas abhaben."

Das gab Licht in der Angelegenheit. Der Kadi war unglaublich erstaunt, als ich ihm sagte, daß ich nicht nur keine Bestechung gegeben, sondern daß auch der Gouverneur keine gewünscht habe. Der Herr war besser, als das Volk und der Kadi geglaubt hatten.

Am Nachmittag des fünften Tages erhielt ich das Pferdegeschirr zurück. Unverzüglich reiste ich ab, das gefährliche Räubergebiet durchritt ich bei Nacht.

Im Sommer 1917 holte der Gouverneur viele Armenier, Frauen, Männer und Kinder von Rakka zum Straßenbau nach Urfa. Doch mußten sie dies als eine Verbesserung ihrer Lage annehmen, und deshalb wurde nur der nach Urfa gebracht, welcher einen muhammedanischen Namen anzunehmen willig gewesen war. Die Mehrzahl waren Frauen und Kinder. Als Lohn erhielten sie nur eine tägliche Ration Brot. Im folgenden Winter hatten sie auch nur unter Zelten wohnen können. Es wurde kalt, Kleider hatten die wenigsten noch. In der Surudjebene hatten sich die völlig nackten Frauen, so oft ein Mann vorbeikam, umzukehren. Es war mir eine große Freude, daß ich diesen Nackten von unseren Leuten in Urfa angefertigte Kleider übergeben durfte.

33. Allerlei Rettungsarbeit.

Mit dem Aufhören der totbringenden Deportationen hatte ein langsames Zurückfluten der verbannten Frauen und Kinder in benachbarte Städte eingesetzt. In den Dörfern, wo sie bei den muhammedanischen Bewohnern Unter-

schlupf gefunden und so dem Tod entronnen waren, fing das Brot bereits im Herbst 1916 an, knapp zu werden. Auch drohten ihnen Gefahren sittlicher Art. Besonders bei den Arabern, wo die Vielweiberei häufiger ist, als bei Türken und Kurden. Junge Frauen und über 10 Jahre alte Mädchen sollten den Glauben Muhammeds annehmen, um sich mit Arabern verheiraten zu können. Wer irgend konnte, suchte einer Verheiratung zu entgehen. In den Städten hofften sie sicherer zu sein, was aber durchaus nicht immer der Fall war. In der Regel war das Los derer, welche auf den Dörfern in arabische Häuser kamen, leichter als das derer, welche in den Städten von Türken aufgegriffen wurden. Besonders türkische Offiziere leisteten Unglaubliches und Unaussprechliches in Verschacherung armenischer Mädchen. Und was an Hunderten, ja Tausenden armenischer Knaben in widernatürlichen Verbrechen geschah, ahnt kein Mensch.

Allen in unserer Stadt auftauchenden Frauen und Kindern Schutz zu bieten, war vom Monat Juli des Jahres 1916 an unsere Hauptaufgabe. Leider war damals noch nicht daran zu denken, wieder ein christliches Waisenhaus zu öffnen. Die Regierung, solange sie den Tod der Armenier wünschte, hätte niemals darein gewilligt, jedenfalls durfte eine solche Initiative nicht von Europäern ausgehen, die ohnehin nach einem siegreichen Kriege in der Türkei nicht mehr weiter geduldet werden sollten.

So konnten wir uns vorerst nur darauf beschränken, allen Hilfsbedürftigen, welche in Urfa ankamen, kleine Geldbeträge zum Lebensunterhalt zu geben. Im übrigen hatten sich diese selbst zu versorgen. An Arbeit, wenn auch nicht sehr lohnender, fehlte es für die Frauen nicht. Und die Kinder arbeiteten mit. Der Markt war voll kleiner Knaben, die alles Mögliche feilboten. Die Armenier sind ein zähes und fleißiges Völklein, das konnte jeder in jenen Tagen aufs neue erkennen.

Damit ich eine Kontrolle hatte, wurden die Kinder, denen ich monatliche Unterstützungen geben konnte, mit Namen, Alter und Heimat eingetragen. Dies mußte schon

sein, weil immer wieder Kinder und Mütter versuchten, doppelt eingetragen zu werden, um womöglich auch doppelte Monatsgelder zu erhalten. Wer wollte ihnen so etwas verargen? Es war doch wenig genug, das ich ihnen geben konnte.

Gar manches armenische Mädchen, dem die Verheiratung mit einem Muhammedaner drohte, flüchtete zu meiner Frau. Es kam vor, daß die bisherige türkische Frau selbst dem in Gefahr stehenden Mädchen zur Flucht verhalf. Ihr war so eine zweite, und gar noch christliche Nebenfrau höchst unerwünscht. Solche Mädchen wurden, wenn sie einmal unter dem Schutze meiner Frau standen, nicht mehr herausgegeben. Wenn dann deren bisherige Besitzer meine Frau aufsuchten — man brauchte dazumal nicht lange zu fragen, wohin solche Kinder geflohen waren — so schloß diese die Tür ab. Es nützte den Leuten nichts, wenn sie tagelang Aufpasser um das Haus herum stellten. Nach ein bis drei Tagen wurden die Mädchen bald in arabische, bald in kurdische Kleider gesteckt und durch moslemische Freundinnen, welche meine Frau stets an der Hand hatte, nach Aleppo gebracht.

Im Jahre 1917 konnte sie es wagen, sorgfältig vor den Augen der Polizei verborgen, zwei kleine Häuser zu mieten und sie mit Waisenkindern zu füllen. Wenn dann die Polizei mich fragte, ob ich nicht irgendwo ein Waisenhaus hätte, spielte ich den Unwissenden und meine Frau konnten sie schon anstandshalber nicht fragen. Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, daß ich auf der Regierung und auf der Polizei, auf Grund meiner langjährigen Arbeit als Arzt und Helfer der Kranken, überall helfende Freunde hatte.

Mit etwa $1^1/_3$ Millionen Franken, welche mir aus der Schweiz, Deutschland und Amerika im Laufe der Jahre anvertraut wurden, konnte ich viele Hunderte armenischer Kinder und Frauen hindurchretten.

Ich sprach von muhammedanischen Freundinnen meiner Frau. Unter ihnen waren edle Seelen, so z. B. eine Araberin, welche einen blinden Mann und vier Kinder zu

Haus hatte, für die sie den Unterhalt verdienen mußte. Diese Gute konnte es nicht lassen, armenische Säuglinge, welche an den Wegen lagen, in ihr Haus aufzunehmen. Zwar durfte sie nie die Freude erleben, eines am Leben zu erhalten. Dreimal hat sie es versucht, und allemal starben die Kinder doch noch nach Wochen oder Monaten.

Gleich dem Kadi gab es auch viele Muhammedaner, welche aus rein menschlichem Erbarmen Armenier durchgerettet haben. Eine türkische Witwe hatte eine Anzahl Armenierinnen bei sich versteckt und ihnen nicht einmal moslemische Namen anzunehmen zugemutet. Männer zu verstecken, wagte in der Stadt freilich kein Muhammedaner. Dagegen gab es in den Dörfern viele, welche auch armenischen Männern das Leben retteten. Hier spielte meist ein gut Teil Selbstsucht mit. Ein mächtiger Agha sagte mir, daß er nicht so dumm wäre, die armenischen Männer zu töten, denn was sollte er dann ohne diese tun? Sie besorgten ihm alle Arbeit und sorgten dafür, daß sein Reichtum zunähme.

Der Kadi von Urfa mußte sich, weil er stets auf die Linderung der Not der Armenier hinarbeitete, einen Spottnamen gefallen lassen. Man nannte ihn den „Ermini Papasy" (Armenischer Priester).

34. Das fahle Pferd.

Die Behörden von Urfa sollten für das Heer in ihrem Distrikt allein 5 Millionen Kilogramm Cerealien liefern. Das war im Herbst 1917 nach einer guten Mittelernte nicht zuviel. Das Gebiet um Urfa, eine vorzügliche Getreidegegend, konnte dies schon leisten. Doch war der Weizen in den Händen der Großgrundbesitzer. Vorerst erhielt die Regierung ihren üblichen Zehnten beziehungsweise Achten vom Gesamtertrag der Ernte und zwar ohne Bezahlung. Das Fehlende sollte gekauft werden. Den Preis setzte die Regierung fest, aber nach Meinung der Besitzer viel zu niedrig. Schließlich wurde noch in Banknoten bezahlt, die sehr tief im Werte standen. Die Folge

war, daß die reichen Bauern ihren Weizen vergruben. Die Regierung schickte sachkundige Beamte in die Dörfer, welche manchen Speicher in der Erde aufstöberten. Nun wagte es mancher Grundbesitzer nicht mehr, seinen versteckten Weizen zu verkaufen. So stieg denn der Preis des Weizens ins ungeheure. Von der Tenne weg konnte man im Herbst 1917 einen Malter (Timin) für 12 Franken Hartgeld erhalten, im Laufe des Winters aber mußte man für das gleiche Maß 80 Franken in Hartgeld bezahlen, das sind in Banknoten 400—500 Franken. Wer nun im Herbst, wie allgemein üblich, seinen Weizenvorrat für das ganze Jahr erstand, hatte im Winter sein Brot, wer das nicht konnte, wie die Deportierten, mußte Hungers sterben. Damals wohnten noch die kurdischen Emigranten in der Stadt. Diese zahlten dem Hunger den fürchterlichsten Tribut. Wochenlang mußten die Verhungerten in den Straßen und den halbzerstörten Häusern der Armenier, welche sie bewohnten, zusammengelesen werden. Es gab Tage, wo über 70 Tote verscharrt wurden. Es war grauenvoll, all dies Elend mit ansehen zu müssen und nicht helfen zu können. Hier lag ein Bettler auf dem Kehrichthaufen, sich mit den Hunden noch um eine Brotrinde balgend, wenige Stunden später lag er vom Tode erlöst am gleichen Platze. Dort wandert ein hohläugiges Mädchen völlig nackt durch die Straßen, seine Geberden verraten, daß es von Sinnen gekommen ist. Wenige Tage nur, und es wird vom Tode erlöst sein. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wandert ein großer Bettlerzug durch die Straßen der Stadt, an alle Türen pochend, überall die ständig gleichen Worte hersagend: „Heiran, Kurban, Allahin Chatyry üdjün, bir partscha ekmek werin!" (Erbarmen, Opfer, gebt doch ein Stück Brot um Gotteswillen!) Selbst in dunkler Nacht gingen diese Hungernden nicht von den Türen, und kaum graute der Morgen, so ertönte das gleiche Lied von neuem aus dem Munde derer, die die Nacht überstanden hatten. Die anderen lagen tot vor jener Tür, wo sie am Abend zum letztenmal um Brot geschrieen hatten. Von der Regierung waren Männer an-

gestellt worden, welche jeweils am Morgen diese Erlösten zusammenlasen.

Bezeichnend für den übrig gebliebenen armenischen Volksrest war, daß verhältnismäßig wenige Armenier in jenem Hungerwinter in Urfa Hungers starben. Sie hatten dies ihrer Regsamkeit zu verdanken. Sie wollten und konnten arbeiten. Die deportierten Kurden aber konnten meist nicht arbeiten, einmal von ihrem Heimatort verdrängt, drohte ihnen der Tod, auch ohne Hungersnot. Sie verstanden es nicht, sich unentbehrlich zu machen, wie die Armenier.

Der Kadi predigte damals den Türken umsonst, daß sie verlassene Kurdenkinder und Frauen in ihre Häuser aufnehmen sollten, hätten sie doch auch so vielen Armeniern Aufnahme gewährt. Aber, so sagte der Kadi zu mir, es war begreiflich, daß eigentlich niemand auf die Worte hörte. Er hatte selbst den Versuch gemacht und zwei Kurdinnen in sein Haus aufgenommen, die sich als Diebinnen erwiesen und zudem schrecklich unreinlich waren. Es war mit diesen Leuten nichts anzufangen. Wie anders, wenn eine armenische Frau ins Haus aufgenommen wurde. Wo man sie hinstellt, ist Ordnung, Reinlichkeit, und ihre Beschützer sind von ihnen gut versorgt und bedient. Auch das kleine armenische Kerlchen will arbeiten und versteht es, sich unentbehrlich zu machen.

Einer nahm die Predigt des Kadi wohl zu Herzen, der Oberstabsarzt im türkischen Spital. Dort waren die Krankenpflegerinnen, wie überall im türkischen Reiche, fast ausschließlich Armenierinnen. Der Arzt entließ eines Tages alle diese Armenierinnen und stellte Kurdinnen ein. Auch in unserem Spitale, wo die Schwestern ihm damals unterstellt waren, versuchte er ein Gleiches zu tun, obwohl nicht er, sondern wir die Schwestern dort eingestellt hatten. Aber ich legte mich ins Mittel und verhinderte die Austreibung.

Welche Erfahrungen machte man mit jenen kurdischen Krankenschwestern? Für die Pflege an den kranken Soldaten erhielten sie täglich nur ein kleines Stück schwarzes

Brot, zu wenig zum Leben und zum Sterben zu viel. Von der Pflege verstanden sie absolut nichts. Bald stank es überall fürchterlich im Spitale. Was die Kurdinnen aber verstanden, war, ihre Verwandten zu Hause mit Spitalwäsche zu bekleiden. Es war für die Soldaten sowohl, als auch für das Spital ein Glück, daß jener Oberstabsarzt bald von Urfa wegkam, und die zurückgeholten armenischen Schwestern wieder Ordnung schaffen konnten.

35. Elias, der Kutscher.

Dem Kutscher Elias, einem albanesischen Muhammedaner, schloß sich in den Tagen, da die Urfa-Frauen des Abtransportes warteten, eine ihm bekannte Armenierin an. Sie überredete ihn, da er ledig war, sie zu heiraten, ihr Mann sei im Kriege gefallen. Elias willigte ein; denn er, der als Muhammedaner nur mit viel Geld eine Frau hätte kaufen können, kam so ohne Geld zu einer Gattin. Auch die beiden kleinen Kinder, welche die Armenierin mitbrachte, nahm er auf und gewann sie sehr lieb. Seine Ehe ließ er durch den Kadi legalisieren und lebte sehr glücklich mit der Armenierin.

Im Jahre 1918 aber tauchte plötzlich der erste Mann der Frau wieder auf. Er war zu Anfang des Krieges in russische Gefangenschaft geraten und nun wieder zurückgekehrt. Sein Weib fand er als die Gattin des Elias vor. Auch seine Kinder sah er, und diese erkannten ihn. In allem Frieden bat er Elias, ihm doch seine Frau zurückzugeben; Elias aber wollte nicht. Einem so glücklichen Leben wollte er nicht wieder entsagen. Doch der Armenier bringt die Sache vor den Kadi. Diesem ist klar, daß hier eine neue Entscheidung getroffen werden müsse. Allein die Sache war nicht so einfach. Ja, wenn die Ehe, wie so viele andere derartige, illegal geschlossen worden wäre.

Der Richter ließ beide Männer, die Frau und die Kinder vor sich kommen. „Elias, es ist klar, diese Frau gehört dir. Und wenn die Frau nicht gesagt hätte, ihr

erster Mann sei gestorben, so würdest du sicher sie nicht zum Weibe genommen haben; ich würde dich auch seinerzeit nicht getraut haben. Allein, sieh die Kinder an, wie sie sich an den rechtmäßigen Vater schmiegen. Und die Frau hat ja nur in ihrer großen Not, da sie sonst auf den Todesweg geschickt worden wäre, gesagt, ihr Mann sei tot. Da sie selbst, obwohl sie dich auch liebte, doch lieber zu ihrem ersten Mann zurückgehen möchte, wollte ich dir raten, sie ihm zurückzugeben. Gott würde dich für deine Tat segnen."

Elias antwortete auf diese Worte des Richters tränenden Auges: „Ich habe mit dieser Frau einige sehr glückliche Jahre verlebt, ihre Kinder habe ich geliebt, als ob sie mein eigenes Fleisch und Blut gewesen. Da ich gesetzmäßig mit ihr verheiratet bin, weiß ich, daß ein Christ sie niemals rechtlich von mir zurückverlangen kann; allein, ich sehe ein, daß es besser ist, ich gebe sie ihrem ersten Mann zurück. Möge er noch lange mit ihr in Glück und Freude leben."

36. Mardiros.

Unter den Kranken, welche mir die Polizei nicht wegnahm, als sie die übrigen Armenier aus dem Spitale holte, war Mardiros, ein armenischer Jüngling. Als Zehnjähriger war er aus dem deutschen Waisenhaus als Patient in unser Spital gekommen. Ein unheilbares Leiden ließ ihn nicht mehr aufstehen. Er blieb auch im Spital, als dieses als türkisches Lazarett benützt wurde, nur daß damals seine Verpflegung, wie immer, durch uns geschah. Niemandem konnte der Junge im Wege sein, da er sein eigenes kleines Zimmerchen bewohnte.

Im Sommer 1918 aber zog der schon erwähnte türkische Oberstabsarzt in unser Spital. Diesem war Mardiros, ein Armenier, ein Greuel. Durch seinen Assistenten ließ er mir sagen, daß der Kranke aus dem Spital entfernt werden müsse. Doch ich tat nichts. Da ließ er den Kranken, der nichts als seine spindeldürren Arme be-

wegen konnte, mitsamt dem Bett vor die Tür setzen. Nachdem er da draußen zwei Tage dem Arzte zur Schande gelegen, mußte ich mich seiner annehmen, ich brachte ihn in einem anderen Hause unter.

Madiros ist ein junger Mann geworden, der sein Leiden mit bewundernswerter Geduld ertragen und gar manchem anderen Patienten zum Segen geworden ist. Frühere Patienten, auch Muhammedaner, haben ihn oft wieder besucht.

Weil er auch das Halsgelenk nicht bewegen kann, hatte er meist einen kleinen Taschenspiegel zur Hand, durch den er schon von weitem sah, wer im Spital aus und ein ging. Zweimal brachen bei Nacht Diebe ein, er war es, der es merkte, Lärm schlug, so daß wir sie wieder verscheuchen konnten.

Dieser Mardiros ist ein echter Armeniertypus. Trotz seines Unvermögens, sich zu bewegen, hat er sich im vergangenen Jahre 2000 Franken verdient. Er machte Geschäfte. Durch halbwüchsige Jungen ist er stets über alle Vorgänge auf dem Markte auf dem Laufenden. Ist etwas billig, so läßt er es kaufen, wird es wieder etwas teurer, so setzt er's um. Wer billig zu etwas kommen will, braucht es nur Mardiros zu sagen, der für seine Vermittelung nur geringe Prozente nimmt. So hat er jene 2000 Franken erworben. Als ich im Frühjahr 1919 im Auftrage der Engländer für die Armen Weizen einkaufen mußte, geschah der Kauf gut und billig durch den kranken Mardiros.

37. Deutsch-Türkisch und Türkisch-Deutsch.

Ich erzählte schon, daß nach Eintritt der Türkei in den Krieg türkische und deutsche Siege entsprechend gefeiert wurden. Die Stadt Urfa besaß eine Knabenmusikkapelle, die bei diesen Gelegenheiten zwar jämmerlich, aber desto eifriger spielte. Der deutschen Waffenbrüderschaft wurde dadurch Ausdruck verliehen, daß die Musik auch in unserem deutschen Spital ihre Weisen erschallen lassen mußte.

Natürlich in erster Linie: „Deutschland, Deutschland über alles".

Offen gestanden, war mir's bei diesen Ovationen nie ganz wohl. Ich mußte dabei an ein Ereignis denken, das sich schon im Frühjahr 1915 zugetragen hatte. Meine Frau machte einen Spaziergang in einem der Gärten Urfas. Sie galt allgemein als Deutsche, wie denn die dortige Bevölkerung uns Schweizer für Deutsche hielt. Eine Kurdenfrau trat ihr entgegen und ballte die Faust mit den Worten: „Wann kommt endlich die Stunde, wo wir auch euch Deutschen das Uebel vergelten können, das ihr jetzt an uns tut. Unsere Söhne müssen wir um euretwillen hergeben, und sie werden nicht wieder zurückkehren!"

In Urfa waren einige Türken, die um jeden Preis Deutsch lernen wollten. Ich habe ihnen die ersten Anfänge der Sprache wenigstens beibringen müssen. Bei dieser Arbeit sah ich, was ich zwar schon wußte, daß der Türke für ernsthafte Arbeit nicht geschaffen ist. War einer von ihnen auch nur einigermaßen geweckt, so machte er sich auf, um möglichst nach Deutschland zu gelangen. Er kam bis nach Konstantinopel. Von da kehrte er nach einigen Monaten, da inzwischen der Krieg beendet war, nach Urfa zurück, natürlich, ohne Deutsch gelernt zu haben.

Eine tiefergehende Bewegung war unter den eigentlichen Türken der Pantürkismus. Viele Nationalisten dieser Art machten kein Hehl daraus, daß sie nach dem glücklich beendeten Kriege dafür sorgen wollten, daß kein Fremder, auch kein Deutscher, sich im Türkenlande festsetze. Man wird den Türken das nicht mehr übel nehmen, wenn man an den Ausspruch eines deutschen Offiziers erinnert wird, der im Lande des Halbmondes die deutsch-türkische Freundschaft beim feuchtfröhlichen Festgelage mit folgenden Worten zu festigen glaubte: „Wir müssen jetzt während des Krieges die Freunde der Türken sein, damit wir sie uns nach dem Kriege um so besser dienstbar machen können."

Wir wollen nicht behaupten, daß nun, da die Entente

gesiegt hat, sie dies Dienstbarmachen nicht auch verstände. Bei all den schönen Worten von der „Befreiung der kleinen Völker“ wirkt hüben und drüben doch nur der nackte kalte Egoismus, dessen Gedanke zwar stets verschleiert, aber desto tiefersitzender, der des deutschen Offiziers ist: Dienstbarmachen.

38. Deutsche in Urfa.

Wir haben nun schon oft von den Deutschen in Urfa gesprochen. Es ist nur billig, ihnen noch einige Worte zu widmen. Der schon mehrfach genannte Herr Franz Eckart, Direktor der Teppichindustrie und Vorsteher des deutschen Waisenhauses für die Armenierkinder, konnte eine segensreiche Tätigkeit während des Krieges ausüben. Bei Kriegsbeginn hat er die Armenier in seinen Vorträgen ermahnt, recht weise in ihrem Verhalten zu sein. Nur politische Klugheit könne sie über die gefährlichen Klippen hinwegführen, die der Krieg für sie entstehen ließ. Seine Ausführungen verfingen aber leider ebenso wenig als meine früher schon erwähnten Ratschläge und Bitten.

Im Winter 1916/17 hat Herr Eckart viele Hunderte mit Kleidern, welche die abtransportierten Armenier in seiner Fabrik zurückgelassen hatten, bekleiden können. Im Hungerwinter 1917/18 konnte er, als Vorsteher der türkischen Militär-Bekleidungsanstalt, viele Armenierinnen mit Arbeit versehen und sie so vom Hungertode erretten.

Ententistisch gesinnte Armenier, die später nach Urfa kamen, waren aber Herrn Eckart als Deutschem nicht hold. Sie warfen ihm sogar Unterschlagungen armenischen Gutes vor, ein Vorwurf, der keinem der im Lande verbliebenen Europäer oder Amerikaner erspart geblieben ist.

Erst während des Zusammenbruches des türkischen Heeres gelang es Herrn Eckart mit seiner Familie von Urfa fortzukommen. Glücklich kamen sie bis Konstantinopel. Dort erkrankten einige der Kinder, so daß sich die Weiterreise nach Deutschland erheblich verzögerte. Als die Familie sich schließlich eingeschifft hatte, holte man

deren Haupt noch im letzten Augenblick vom Dampfer herunter. Er wurde mit anderen Deutschen auf Anordnung der Ententekommission auf der Insel Prinkipo interniert. Frau und Kinder mußten allein weiterreisen. Im März 1919 flüchtete Eckart aus der Gefangenschaft und wurde auf der türkisch-bulgarischen Grenze von einem Grenzposten niedergeschossen.

Auch sein jüngerer Bruder, Herr Bruno Eckart, war in den ersten beiden Kriegsjahren in Urfa. Er wußte, daß sich im Brunnen in der Fabrik drei Armenier versteckt hielten. Obwohl wochenlang eine große Zahl türkischer Soldaten in der Fabrik lagen, versorgte er sie mit dem Nötigsten zum Leben. Später verhalf er ihnen auch zur Flucht und Freiheit.

Daß ein Major und ein Oberleutnant in Urfa ein Jahr lang türkische Rekruten ausbildeten, ist bereits erwähnt worden. Diese beiden Herren haben der Bevölkerung einmal den Genuß oder den Schrecken eines kleinen Offizierschießens gegeben. Schon Schießübungen waren etwas Seltenes, und nun gar in allernächster Nähe der Stadt ein Schützenfest! Wiederholt wurden nächtliche Truppenumzüge mit Fackeln ausgeführt, ebenfalls etwas in Urfa nie Gesehenes.

Die sonst stets schmutzigen Straßen wurden auf Befehl des Majors gereinigt. Wäre der Major länger in Urfa geblieben, die Stadt hätte noch das bekannte, preußische Aussehen erlangt, sicher nicht zu ihrem Schaden.

Als diese Offiziere Urfa verlassen hatten, kam ein kleiner, deutscher Feldwebel mit seiner Autokolonne an, zu der zehn deutsche Soldaten gehörten. Diese sollten den Weizen von Urfa abtransportieren. In jenen Tagen schnellte der Weizen, wie bereits erwähnt, auf unglaubliche Höhe.

Für die Kinder der Deutschen, also auch für die meinigen, waren die Monate, während sich diese Soldaten in Urfa aufhielten, eine schöne Zeit. Die Feldgrauen gingen in unseren Häusern aus und ein. Es wurde viel gesungen, und während der Regenzeit, da die Lastautos nicht tätig

sein konnten, fehlte es unseren Kindern nie an fröhlichen Spielkameraden.

An einem Wintertage, da Regen und Schnee an die Fenster peitschten, stieg in meinem Hause ein ganz durchnäßter und durchfrorener deutscher Offizier ab. Meine Frau gab ihm trockene Kleider und setzte ihn dann neben den warmen Ofen. Der Herr begann mächtig aus seiner großen Pfeife zu rauchen. Die Wärme, die trockenen Kleider, das gute Zimmer, dazu seine Pfeife, ließen ihn vergessen, daß er „weit hinten in der Türkei" war. Als ich Mittags von der Arbeit nach Hause kam, stellte er sich mir vor als Oberstabsarzt in türkischen Diensten Dr. Fuhrmann, Frauenarzt aus Köln, der in Friedenszeiten dem dortigen Frauenhospital vorgestanden hatte. Uns war es eine Freude, daß das Winterwetter den Gast nicht so bald wieder fortließ.

Im Sommer 1918 kam der letzte deutsche Soldat nach Urfa. Ich war in der Klinik. Eine Armenierin berichtete mir, in der Mühle warte ein Soldat auf mich, der mich dringend zu sprechen wünsche. Die Mühle befand sich hinter der Klinik. Wen traf ich dort? In gänzlich verwahrlostem Zustande stand vor mir ein Autosoldat, der früher in Urfa gewesen war. Huber, ein Schwarzwäldler, war hierher desertiert. Ich sollte ihn aufnehmen. Ich schickte ihn vorläufig in meinen Weingarten, wo Frau und Kinder waren; denn ich mußte zurück an meine Arbeit. Es vergingen keine zwei Stunden, da erschien schon meine Frau in heller Aufregung! Einen Deserteur aufnehmen könnten wir unmöglich! Das würde uns übel zu stehen kommen. Ich müsse ihn wieder wegschicken! Doch die Sache war nicht so gefährlich. Als Schweizer hatte ich freie Hand. Nach Beratung, auch mit einem anderen deutschen Gaste, einem Dr. phil. Bredemann, beschlossen wir, Huber einstweilen im Weingarten zu behalten. Dort sollte er sich erst einmal erholen. Denn er war vollständig verelendet. Die 14 Tage Erholung im Weingarten hoben den Mut des Verzagten, der, wie so viele andere, vollauf genug von dem entsetzlichen Kriege hatte. Dann

überredete ich ihn, sich wieder bei seiner Kolonne zu stellen. Mit einem Briefe von mir an den Oberstabsarzt in Aleppo, den vorerwähnten Gast, zog Huber ab. Der Oberstabsarzt behielt ihn auch noch einige Tage, dann erst kehrte der Deserteur zu seiner Kolonne zurück, wo er ohne Strafe wieder eintreten konnte. Leider aber wurde er dem Arzte schon nach wenigen Tagen mit Malaria tropika zurückgeschickt, der er nach wenigen Tagen, erlag. Nun erst war er für immer vom Militärdienste befreit.

Der Aufnahme wegen, welche ich diesem entgleisten Soldaten, und der Freundlichkeiten, welche wir den anderen deutschen Soldaten erwiesen hatten, wollte mich der Oberstabsarzt für das Verdienstkreuz für Kriegshilfe vorschlagen: ich bat ihn, dies zu unterlassen, weil wir nur unsere einfache Pflicht getan, die wir in gleicher Weise auch den Feinden Deutschlands würden erwiesen haben.

Zuletzt soll noch von einem anderen Offizier hier die Rede sein. Zwar trug er kein Schwert an seiner Seite, nicht mal eine Uniform. Wir nannten ihn den „Heuschreckengeneral". Er war lange Gast in unserem Hause. Auch seine liebenswürdige Frau hatte er bei sich. Dieser Herr, der vorerwähnte Dr. phil. Bredemann, hat in Mesopotamien eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Millionen Feinde der Menschen hat er umgebracht. Seit ich im Orient weile, sah ich diese Feinde jedes Jahr den Menschen vielfach um sein Brot bringen, weil er ungeheure Verheerungen in den Weizenfeldern anrichtete. Seit ihnen aber dieser „General" systematisch auf den Leib rückte, hat die „Heuschreckenplage" wesentlich abgenommen. Noch ein weiteres Jahr seines rationellen Kampfes, und die Heuschrecken hätten als große Landplage Mesopotamiens aufgehört zu existieren. Doch dieser „General" mußte auch weichen und gelangte noch rechtzeitig nach seiner deutschen Heimat. Was der türkischen Regierung durch jahrzehntelange Arbeit und die Ausschüttung von Millionen für die Heuschreckenvertilgung nicht gelungen ist, wäre von drei Deutschen, welche in Anatolien,

Syrien und Mesopotamien tätig waren, in drei Jahren erreicht worden.*)

39. Die Banknote.

Die Türkei hatte zum ersten Male die Banknote im letzten türkisch-russischen Kriege 1877 eingeführt. Aber das osmanische Volk hatte keinen Glauben an den Wert dieses Papiers. Sein Kurs sank und sank immer tiefer, bis nach dem Kriege eine Banknote nur noch den sechsten Teil des Goldwertes besaß. Dann folgte der Staatsbankerott. Die Regierung erklärte sämtliche Banknoten als wertlos und das Land kehrte wieder zu seinem geliebten Hartgeld zurück. Es gab Kaufleute, welche damals mit Noten ihre Zimmer tapezierten.

Der Weltkrieg erweckte die Banknote wieder zu neuem Leben. Infolge strenger Verordnungen stand das Papiergeld zu Anfang gut; das war im April 1916. Alle Goldmünzen sollten an den Staat abgeliefert werden, aber niemand tat das. Dennoch verschwand das Gold sofort aus dem Verkehr. In Urfa wurde ein reicher Türke, der keine Noten an Zahlungsstatt annehmen wollte, nach Konia verbannt. Auch von anderen Orten wurden Unwillige verbannt. Daß die Polizei plötzlich in die Kaufläden eindrang, die Geldschränke öffnete, darin sich befindliches Gold nahm und durch Banknoten ersetzte, verhalf den Noten nicht zu höherem Wert. Im geheimen kursierte die Goldmünze weiter. Schließlich zog die Regierung auch in dieser Sache den kürzeren. Schon nach wenigen Monaten sank die Note, das Gold aber kursierte nach wie vor. Den Banken ward jedoch nicht erlaubt, Auszahlungen oder Geschäftsabschlüsse in Gold zu machen. Je länger der Krieg dauerte, desto tiefer sank die Note, und je näher der Landesgrenze, desto billiger war ihr

---

*) Wer sich für die Art der Vertilgung interessiert, lese die Monographie zur angewandten Entomologie „Die Heuschreckenplage und ihre Bekämpfung". Berlin. Verlagsbuchhandlung Paul Parey. 1918.

Preis. In Konstantinopel war er dauernd höher als in den Provinzen, und auch in diesen wieder überall verschieden. Dadurch konnten riesige Summen verschoben werden. Ein Kaufmann kaufte in Aleppo Noten gegen Gold ein, erhielt für ein Goldstück sechs Noten, diese hinwiederum verkaufte er in Konstantinopel, drei oder vier für ein Goldpfund. Noch nach dem Waffenstillstande, als die Briten bereits Mosul und Aleppo besetzt hatten, war die türkische Note in Mosul viel niedriger als in Aleppo. Ein jüdischer Kaufmann kaufte in Mosul für 120 000 Franken Noten ein, bezog einen Platz auf einem nach Aleppo fahrenden Aeroplan für 1200 Franken und setzte dort seine Noten ab, wobei er einen Gewinn von 150 000 Franken erzielte.

Für Urfa war merkwürdig, daß, nachdem die britische Besetzung begonnen hatte, die türkische Note im Werte anzog. Die Zukunft wird zeigen, ob die Kaufleute auch wieder einmal ihre Zimmer mit Noten austapezieren werden. Die Araber sorgten schon während des Krieges dafür, daß sie nicht in diese Lage kommen können. Sie haben ja auch keine Zimmer, die Tapeten benötigen.

Ich wollte von einem Araber einen Liter Sauermilch kaufen und sagte ihm, daß ich dafür 200 Noten zahlen werde. Doch er zeigte auf seinen weiten Mantel mit den Worten: „Wenn du mir den Mantel mit Noten füllst, ich werde dir dafür keine Milch geben, wenn du mir aber einen Metalik (5 Pfennig Hartgeld) gibst, kannst du so viel Milch haben, wie du willst".

Die deutschen Offiziere in der Türkei, besonders an der Palästinafront, sahen denn auch bald ein, daß mit Banknoten nichts erhältlich war. Deshalb wurden dann in der Folge in Berlin türkische Goldstücke und auch Silberstücke geprägt und diese zu Millionen nach der Türkei gebracht. Wie nötig wäre das Gold heute in Deutschland selbst.

40. Lebensmittelpreise.

Mesopotamien gehörte noch im zweiten Kriegsjahre zu den Ländern, in denen die Lebensmittel noch billig waren. Im Herbst 1915 zahlte man für ein Kilé = 160 Kilogramm Weizen nur 10 Franken. Dasselbe Maß aber stieg im Frühjahr 1918 auf 3200 Franken, wenn man in Banknoten zahlte; konnte man aber in Gold zahlen, so erhielt man es für 650 Franken. Eier kaufte ich auf meiner Bagdadreise noch 4 Stück für einen Metalik = 5 Pfennig. Aber letztes Jahr mußte man im Januar für ein Stück 2,25 Franken bezahlen. Fleisch, das ebenso noch im ersten Kriegsjahre das Okka = 1225 Gramm für 60 Pfennige zu haben war, mußte schließlich für 16 Franken erstanden werden. Kochbutter, in normaler Zeit das Okka für 3 Franken zu haben, erreichte den Preis von 50 Franken. Unglaubliche Preise zahlte man auch für Petroleum. Für das Blechgefäß, das 18 Liter enthält, und gewöhnlich für 5 Franken erhältlich war, mußten schließlich 2000 Franken hingelegt werden. Alle Artikel, die eingeführt werden mußten, stiegen im Durchschnitt viel mehr als einheimische. Es ist dies ja begreiflich, denn der Import war völlig aufgehoben. Erst nachdem Bagdad gefallen, konnte man in Urfa wieder von dort hergeschmuggelte Waren erhalten, wenn auch immer noch zu unerschwinglichen Preisen. Ganz besonders teuer wurden dünne Baumwollstoffe, wie solche zur Einwickelung der Toten nötig sind. Das kam daher, weil der Bedarf hierfür sich steigerte, da die Seuchen eine gewaltige Ernte hielten. Viele Leute mußten denn auch ihre Toten uneingehüllt der Erde übergeben.

41. Morgenrot.

Der kleine Überrest der deportierten Armenier mußte lange auf bessere Zeiten harren. Solange der Krieg dauerte, war nicht zu hoffen, daß er wieder in seine Heimat zurückkehrte, oder auch nur da, wo er gerade war, sich

freier bewegen konnte. Aber wie alles Ding seine Zeit hat, so mußte auch der Krieg schließlich zu Ende gehen.

Wir in Urfa wunderten uns oft, was denn die türkischen Fronten noch zusammenhielt. Urfa wimmelte von Fahnenflüchtigen, darunter viele, welche wiederholt ausgerissen und wieder eingeliefert waren, aber immer wieder den Weg zurückfanden. Wir waren daher keineswegs erstaunt, als im September 1918 der Fall von Nablus und Nazareth bekannt wurde, dem bald auch der von Damaskus folgen mußte. Damals war ich gerade in Aleppo. Eiligst kehrte ich zurück nach Urfa, denn bald genug konnten die Engländer auch in Aleppo sein. Die Berichte, welche ich mit nach Urfa brachte, sollten die dortigen Deutschen auf den Weg bringen. Herr Dr. Bredemann und seine Frau machten sich sogleich auf, kamen rechtzeitig nach Aleppo und von da nach Konstantinopel.

In Urfa kehrte erst nach Abschluß des Waffenstillstandes unter den Türken eine deutschfeindliche Stimmung ein. Schon hörte ich, daß die Türken die deutsche Teppichfabrik und unser Spital requirieren wollten. Beide Institute waren damals in meiner Verwaltung, denn ersteres übergab mir Herr Eckart bei seinem Abschiede, und letzteres hatte ich kurz vor dem Waffenstillstand zurückerhalten. In der Fabrik wollten die Türken die Handwerkerschule unterbringen, welche sich bisher im amerikanischen Institut befand, denn auch dieses mußte beim Waffenstillstand mir, als dem Vertreter der amerikanischen Anstalt, zurückgegeben werden.

Glücklicherweise aber besannen sich die Türken noch in letzter Stunde eines Besseren. Sie wollten doch lieber mit ihrer Schule in ein Gebäude kommen, aus dem sie nicht so bald wieder vertrieben würden. Unser Spital aber ließ ich als schweizerisches Institut ausrufen. Denn die Besitztitel waren auf eines Schweizers Namen ausgestellt. So kam ich mit allen Gebäuden über die neue Klippe hinweg. Unter dem türkischen Pöbel wurde weidlich auf die Deutschen geschimpft. Bessere Elemente frei-

lich konnten sich nicht von heute auf morgen vom Freund in den Feind verwandeln.

Kaum war die Entente in Konstantinopel eingezogen, wehte ein anderer Wind in den Provinzen. Es kamen Befehle, dahin lautend, daß alle Aremnier, welche in muhammedanischen Häusern waren, freizugeben seien, selbst dann, wenn die Frauen unter ihnen mit Muhammedanern verheiratet waren.

Jetzt wurden auch noch all jene armenischen Soldaten frei, welche seit Ausbruch des Krieges als treue Osmanen im Felde standgehalten hatten. Von den nach Urfa gehörenden mögen etwa 200 den Krieg überlebt haben. Vorerst aber blieben die meisten in Aleppo, denn Urfa war ihnen noch zu unsicher. Erst nachdem die Briten Urfa besetzt hatten, wagten sich alle wieder nach der Abrahamsstadt, wo sie aber niemand mehr von ihren Angehörigen vorfanden. Auch all ihr Hab und Gut war verschwunden.

Es war sehr gut, daß ich nun wieder in den Besitz der amerikanischen Gebäude gekommen war. Obwohl mir diese auch völlig leer übergeben wurden, konnten sie doch sofort als Waisenhaus bezogen werden. Die Defekte, vom Bombardement herrührend, hatte ich im Jahre 1916 wieder ausbessern lassen können.

Zwar hatten es die Türken mit der Herausgabe der in ihren Häusern befindlichen Armenier nicht eilig. Nur soweit diese krank und siech waren, schickte man sie auf die Straße. Solche kamen dann zu uns, und wir steckten sie alle in das Waisenhaus. Andere, welche etwas gehört hatten, daß sie frei wären, flohen zu uns, wobei wir allerlei erlebten. Wenn so eine Armenierin, die als Mädchen in ein Türkenhaus gekommen war, kam, war es nur zu begreiflich, daß sie in all ihrem Schmuck und den oft sehr schönen Kleidern erschien. Hinterher kamen die Türken, die ihnen diese Sachen geschenkt hatten, und verlangten sie wieder zurück. Oder, eine Frau floh zu uns und hatte ihren Säugling, von dem sie nichts mehr wissen wollte, den Türken zurückgelassen. Dann kamen die Väter der

Kinder, brachten die Säuglinge und baten, wir möchten doch dafür sorgen, daß die geflohene Mutter weiter stille. Dagegen sträubten sich aber die Mütter, denn das wußten sie ja, daß das Kind schließlich doch dem Türken gehören würde. Bald sah ich ein, daß ich das Waisenhaus, in dem ich selbst nicht wohnte, nicht ohne offiziellen Schutz lassen konnte, weshalb ich dem Gouverneur um einen Gendarmen bat, der uns die oft sehr begehrlichen Muhammedaner vom Halse hielt.

Zuweilen gestaltete sich die Abholung der Armenier aus den türkischen Häusern recht schwierig. Nur mit Siechen konnte die armenische Nation nicht wieder aufgebaut werden. Wir wollten deshalb möglichst viel gesunde Menschen aus den Türkenhäusern heraus haben. Sobald wir den Namen eines armenischen Kindes oder einer Frau erfuhren und das Haus, in dem sie sich befanden, konnten wir die Polizei benachrichtigen und bitten, daß man uns die Bezeichnete zuführe, was dann meist auch geschah. Nun waren wir uns aber oft nicht klar, ob die betreffende Person auch wirklich aus dem türkischen Hause zu kommen wünschte. Bei Kindern wurde kurzer Prozeß gemacht. Sie mochten sich auch noch so sehr wehren, sie mochten wohl auch schreien: „Ich bin kein Gjaur, sondern Muhammedaner", sie wurden einfach von der Polizei gebracht. Meist waren solche Kinder schon nach einigen Tagen im Waisenhaus glücklich und froh. Anders aber, wenn eine Armenierin abgeholt wurde, die nicht wollte. Sie versuchte dann wieder aus dem Waisenhaus zu fliehen. Man muß dabei nicht vergessen, ihrer viele hatten es in moslemischen Häusern nicht gerade schlecht, reichliche Nahrung, gute Kleider und Betten. Bei ihrer Abholung wurden ihnen die besten Kleider weggenommen; im Waisenhaus war Mangel, nicht nur an Nahrung, auch an Kleidern und Betten. Hatten wir doch oft nur für drei oder vier Personen ein Bett. Mit dem Abschluß des Waffenstillstandes versiegten unsere Geldquellen, weil keine Bank mehr Geld auszahlte. Ich übernahm deshalb vorerst den ansehnlichen Kassenbestand der

Teppichfabrik, dann begab ich mich selbst nach Aleppo zu den Briten, sie um Geld zu bitten, allein diese ließen mich warten. Sie mußten doch erst wissen, wer ich war.

In einem der reichsten Türkenhäuser war ein gebildetes und sehr hübsches Armeniermädchen mit einem taubstummen Türken verheiratet worden. Nach diesem Mädchen wurden von der Schweiz aus Nachforschungen angestellt. Wir wußten, daß es ein trauriges Los hatte, so wollten wir es nicht seinem Schicksal überlassen. Obgleich wir nun die Polizei wiederholt benachrichtigten, wurde sie uns doch nicht gebracht. Der Türke war vermöge seines Reichtums mächtiger als die Polizei.

Eines Tages erschien bei mir eine vornehme Türkin, die Frau eines hohen Beamten. Sie bat uns unter Tränen, doch eine gewisse Armenierin aus Siwas durch die Polizei zu verlangen. Ihr Gemahl vernachlässige sie ganz und widme sich nur dieser Armenierin. Dabei habe sie ihrem Mann drei muntere Kinder geboren. Aber der Mann, sonst ein guter Mensch, sei von der „Dirne" völlig umstrickt worden. Die Türkin fiel mir zu Füßen und bat mich, ihr doch diese „Dirne" vom Halse zu schaffen. Doch die Armenierin, welche uns bekannt war, konnte nicht so schlecht sein, sie zog es offenbar vor, statt, wie so viele, auf die Straße zu gehen, bei dem Türken zu bleiben. Die Türken, deren armenische Frauen zu uns kamen, versuchten zuweilen, diese des Diebstahls anzuklagen. 1000 Piaster sollte die eine, jene zwei und mehr tausend Piaster mit aus dem Hause genommen haben. Sie hofften, durch solche Anklagen wieder in den Besitz der Frauen zu gelangen. In Wirklichkeit waren die Frauen keine Diebinnen. Ihre Treue ist sprichwörtlich im Orient. Aber gerade, weil sie so vortrefflich waren, wandten die Türken oft alles daran, sie wieder zurückzuerhalten.

Um zu zeigen, daß es der Regierung selbst ernst damit war, die Armenierinnen zu befreien, sei hier noch folgendes merkwürdige Ereignis erzählt. Nachdem der Befehl gegeben war, daß den Armenierinnen nichts mehr zuleide getan werden dürfe und alle freizugeben seien, verging sich

ein Türke an einem Mädchen, das er bereits drei Jahre als Dienerin in seinem Hause und bis dahin in Ruhe gelassen hatte. Es gelang ihr, zu fliehen. Sie legte Klage gegen den Vergewaltiger ein. Auf Befehl des Gouverneurs mußte der Türke dem Mädchen 100 Goldpfund = 2300 Franken zahlen.

Für unsere täglich wachsende Kinder- und Frauenschar im Waisenhause besaß ich kein Geld mehr. Die Engländer hatten ihr Versprechen, mir um Weihnachten Geldmittel zu schicken, nicht eingelöst. So sandte ich meine Frau Ende Februar nach Aleppo, damit sie die Engländer energisch an ihr Versprechen erinnere. Schließlich gelang es ihr auch, Hilfe zu erlangen. Ich habe mich oft gefragt, warum mich die Engländer so lange warten ließen, während in Aleppo für die dortigen notleidenden Armenier von ihnen große Summen ausgegeben wurden. Ich vermute wohl mit Recht, daß dies auf Verleumdung zurückzuführen war. Gegen Weihnachten gelangte nämlich der armenische Assistenzarzt, der früher in unserem Hospital tätig war, auf seiner Flucht aus Urfa, wo er sich nicht mehr sicher glaubte, nach Aleppo. Dieser Herr muß mich bei den Engländern angeschwärzt haben. Er hatte es mir, wie so viele Armenier, recht übel genommen, daß ich während des ganzen Krieges aus meiner Gesinnung der Sympathie für die Deutschen keinen Hehl gemacht habe. Der Freund der Deutschen war aber nach seiner Meinung Feind der Armenier, mochte er auch noch so viel für dieses unglückliche Volk tun! Daß ich aber in meinem Hause auch vier Franzosen und einen Engländer, welche in Urfa interniert waren, Aufnahme gewährt hatte, hat jener Arzt nicht gesagt. Diese Psychologie der Armenier ist nur zu begreiflich, wenn man weiß, daß die Türken immer wieder darauf hinwiesen, der deutsche Kaiser habe die Deportation des armenischen Volkes angeordnet.

Im März 1919 erschien eine amerikanische Kommission in Urfa, welche die Not der Armenier und auch die bisherigen Hilfswerke zu inspizieren hatte. Diese Herren stiegen in unserem Hause ab. Ich durfte ihnen auch

meine Rechnungsbücher vorlegen, wobei ich die Genugtuung erlebte, daß sie meiner Arbeit hohes Lob zollten und es auszusprechen für nötig erachteten, daß niemand von allen Hilfsarbeitern im Reiche nach ihrer Ansicht die Gelder so zweckmäßig verwendet habe, wie ich. Kaum waren diese Herren wieder in Aleppo, so schickten die Engländer Geld, ohne daß ich wieder darum zu bitten brauchte. Jetzt wußte man an zuständiger Stelle, mit wem man es zu tun hatte.

42. Das zerstörte Quartier.

Das armenische Quartier der Stadt war im November 1915 völlig ausgeraubt worden. Viele Häuser wurden dabei ausgebrannt und fielen ein Da die Dächer meist eben, von Lehm und Kies gebaut sind, so bedürfen sie gleich nach Eintritt der Regenzeit der Pflege. Wessen Dach nicht gepflegt wird, verfällt bald. So stürzten schon im ersten Winter viele Dächer ein. Auch von den Mauern blieben meist nur noch Teile stehen. Diejenigen Häuser, welche noch einigermaßen intakt waren, erhielten bald neue Bewohner, nämlich jene Kurden, welche als Emigranten in Urfa ankamen. Sie hatten kein Interesse, die Häuser zu pflegen, hielten sie es doch für selbstverständlich, daß sie bald wieder in ihre Heimat zurückkehren würden. So raubten sie auch jedes Stück Holz und Eisen, das sie noch vorfanden. Jeder Balken wurde herausgerissen. Wenn das Haus einstürzte, was ging sie das an? So fiel beinahe das ganze Quartier in Trümmer. Kaum 50 Häuser von den 2300 blieben einigermaßen gebrauchsfähig. Meist waren es die Häuser, welche an das türkische Quartier grenzten und gleich nach dem Bombardement von einheimischen Türken bezogen worden waren.

Der gute Kadi half den Armeniern, so viel er konnte. Er hatte eine allgemeine Rückgabe des armenischen Gutes, soweit es noch vorhanden war, an die vorhandenen Armenier vorgeschlagen, aber der Gouverneur leistete Widerstand. So konnte der Kadi stets nur von Fall zu Fall,

soweit dies gesetzlich möglich war, die Dinge ordnen und helfend eintreten. Daß mancher Armenier jetzt auch das Haus oder den Garten eines verschwundenen Onkels in Ermangelung anderer Erben in seinen Besitz zu bringen versuchte, war ja berechtigt. Alles Gut einfach dem armenischen Nationalkomitee zur Rückerstattung an die Berechtigten zu übergeben, wollte der Gouverneur um keinen Preis.

In unserem Waisenhause machte sich sehr bald Platzmangel geltend. So bat ich um die Rückgabe des vor der Stadt liegenden armenischen Klosters, das bis vor kurzem noch als türkisches Armenhaus bewohnt war. Ich hoffte, es gleich beziehen zu können. Noch vor wenigen Monaten war ich dort gewesen und war erfreut, daß noch Fenster und Türen vorhanden waren. Als ich aber nun hineingeführt wurde, damit ich bzw. die Armenier, die ich vertrat, Besitz ergriffen, war ich doch entsetzt. Kein Fenster gab es mehr, keine Tür; über den Kreuzstöcken war ebenfalls alles Holzwerk entfernt worden und als Folge davon vielfach das Mauerwerk eingefallen. Statt daß ich dieses Haus gleich hätte beziehen können, mußte ich nun erst die dringendsten Reparaturen vornehmen lassen. Fenster und Türen konnte man wegen Holz- und Glasmangels vorläufig nicht einsetzen, aber es ging ja dem Frühling entgegen, und man konnte auch so Kinder hier unterbringen. Glas und Holz wollten die Amerikaner auf mein Verlangen aus Amerika senden, nicht nur für dieses Haus, sondern für das ganze Quartier. Damit hofften wir bis zum nächsten Winter etwas zu erreichen.

Im März 1919 belegten wir das Kloster mit armenischen Kindern. Es hatte sich herausgestellt, daß wir im großen Waisenhause nicht Frauen und Kinder zusammenlassen konnten. Durch den jahrelangen Aufenthalt in moslemischen Häusern sind eben die Menschen so stark verdorben worden, daß eine Trennung absolut nötig wurde. Auch waren unter den ausgelieferten Frauen solche, welche ihrer baldigen Niederkunft entgegensahen.

Uns fehlten in jenen Tagen nächst vielem Geld hauptsächlich die Hilfskräfte. Ich sollte all diese zusammengelesenen Menschenkinder nicht nur beaufsichtigen lassen, sondern auch noch zum Arbeiten anhalten. Die Franziskanerinnen in Urfa haben meine Bitte um Hilfe tatkräftig aufgenommen. Wir durften ihnen hundert Frauen und einige Kinder übergeben, die von ihnen gleich mit nützlichen Handarbeiten beschäftigt wurden.

Auch in unserer Weberei wurde bald tüchtig gearbeitet. Früher wurde dies Handwerk in Urfa nur von den Männern ausgeführt, in den letzten Notjahren aber haben es auch Frauen erlernt.

Auch die Schuhmacherei kam schnell in Gang. Die Franziskaner richteten ebenfalls ein solche ein, dazu noch eine Tischlerei.

Die protestantische Kirche, welche wir, zwar ohne Fenster und Türen, zurückerhielten, richteten wir als Schule ein. Almast, deren Deportationsgeschichte ich oben erzählt habe, wurde Hauptlehrerin. Es war eine harte Arbeit, all die verwilderten Kinder wieder zur Schule und zu ordentlichem Leben zu gewöhnen. Von den Türken hatten sie das Nichtstun gelernt und konnten es so gut wie ihre Lehrmeister. Drei bis vier Jahre in mosslemischen Häusern konnten ja nicht ohne Einfluß auf die empfänglichen Armenier sein, und dieser ungute Einfluß wird, fürchte ich, noch lange anhalten.

43. Glockentöne und anderes.

Die protestantische Kirche war einigermaßen bei dem Bombardement erhalten geblieben. Nur das Glockentürmchen mit samt der Glocke war herausgeschossen worden. Auch eine der Kuppeln war durch einen Treffer beschädigt. Doch das Loch war von den Türken selbst repariert worden, als sie die Kirche als Kaserne für ihre Rekruten benutzten. Alles bewegliche Gut samt Fenstern und Türen war geraubt. Wäre die Glocke nicht so schwer gewesen, würde man sie sicherlich nicht vier

Jahre im Schlamm haben liegen lassen. Nur der Klöppel war gestohlen und die Eisenteile des Glockenstuhles. Der großen armenischen Kathedrale ist es schlimmer ergangen. Durch das Bombardement wurden einige Ecken des Baues glatt weggeschossen; natürlich fand sich auch nichts Bewegliches mehr in der Kirche vor, alles Holzwerk, ja selbst der mit Steinplatten gepflasterte Boden und das Steinplaster des großen ebenen Daches waren weggeschleppt worden. Die Kathedrale wieder in Stand zu setzen, wird wohl dem heutigen Rest der Urfa-Armenier nicht möglich sein, und ich fürchte, daß diese historische Stätte bald nur noch ein Trümmerhaufen sein wird.

Da wir seit Februar 1919 in der protestantischen Kirche wieder Gottesdienst abhalten konnten, lag mir daran, daß auch die Glocke bald wieder ihre Stimme über die Stadt erschallen lasse. Syrer und Katholiken, welche auch kleine Glocken hatten, wagten es seit dem Herbst 1915 aus Furcht vor den Türken nicht mehr, sie läuten zu lassen.

Ich ließ einen hölzernen Glockenstuhl zimmern und die Glocke hinaufschaffen. Am ersten Sonntag im März sollte sie zum ersten Male ihre Stimme wieder ertönen lassen. Wir hatten in alle armenischen Häuser Nachricht gegeben, auch an die noch in moslemischen Häusern befindlichen Christen. So waren wir am Sonntag morgen eine große, etwa 2000 Menschen zählende Versammlung. Wie ein Kind konnte ich mich auf den Moment freuen, wo die Glocke all den bösen Plagegeistern des Christenvolkes verkünden würde: Die Armenier sind wiedererstanden, sie leben und sammeln sich wieder in Gottes Haus!

Auf Wunsch des armenischen Nationalkomitées mußte das Vorrecht, die Glocke zum ersten Male wieder läuten zu dürfen, erkauft werden. Der Meistbietende, der Sohn des Apothekers, der freudig 200 Franken zahlte, durfte auf das Dach steigen und mit einem großen Eisenhammer die Glocke schlagen.

Als nun die ersten Glockentöne über die Stadt erklangen, hob in der vollen Kirche ein großes Weinen an. Tränen der Freude und des Schmerzes unter den Versammelten, keiner war, der nicht tief ergriffen worden wäre.

Was werden die Flüche geschadet haben, die übelgesinnte Muhammedaner zu gleicher Zeit ausgestoßen haben? Auch die Christen von Urfa werden leben! und wills Gott, bald ohne Furcht vor dem Schwerte Muhammeds, und, so hoffe ich — um des Orient willen — in der wahren Gesinnung ihres Herrn und Meisters.

Zwei Tage später war die armenische Nationalfeier. Sie begehrten die Armenier in der Kirche zu feiern. Es war ein denkwürdiger Tag. Alles jubelte, als Telegramme von der armenischen Delegation in Paris verlesen wurden. Schon wähnte man sich im Besitze des freien Armeniens: „Hayastan yeghaf, Hayastan yeghaf" (Armenien ist erstanden)! So riefen die Geplagten und Verjagten in gemeinsamer, sehnsuchtsvoller Hoffnung und unbeschreiblichem Jubel. „Park asdudzo!" (Gott sei gelobt!) tönte es wieder und wieder durch den großen Raum. Ich freute mich mit; fühlte mich mitgerissen, obschon mir der Jubel noch verfrüht erschien. Es war ja erklärlich, daß selbst die allergeringste Aussicht auf Erlösung von dem unbarmherzigen Schwertregiment der Jungtürken jedes dieser durch Unmenschlichkeiten gequälten Herzen mit Freude erfüllen mußte. Bin ich auch nicht Armenier, so habe ich doch die abgelaufenen 20 Jahre hindurch mit ihnen gelitten und getrauert, sollte ich mich da nicht mitfreuen dürfen?

Anderen Tages kamen nach Urfa Armenier aus Aleppo. Die Kunde, die sie brachten, machte jedes armenische Herz, das Tags zuvor vor Jubel barst, erstarren. In Aleppo seien vor den Augen der britischen Besatzung vor wenigen Tagen etwa 100 Armenier aufs neue von den Türken abgeschlachtet worden. Das Morden schien also noch nicht zu Ende? War dort ein Massaker vor den Augen der Engländer möglich, was konnte

nicht in Urfa geschehen, wo die Briten noch nicht einmal waren?

Am nächsten Sonntag hatte ich Mühe, in der Kirche die Versammelten zu beruhigen. Hatte ich am Nationalfeiertag vom Morgenrot und der Sonne gesprochen, welche eben für das armenische Volk aufgehe, so mußte ich jetzt sagen, daß auch in der Natur nach dem Sturme, wenn die Sonne mit herrlicher Pracht durchgebrochen war, sich oft genug Wolken wieder vor die Sonne stellten. Aber schließlich siege die Sonne doch und vertreibe die Wolken. So werde es auch diesmal sein. Die Wolken kommen und wollen uns glauben machen, daß es keine Sonne gibt, allein sie sei doch da, wir dürfen und wollen uns dennoch freuen! Armenien wird auferstehen! Park asdudzo!

44. Des Verräters Tod.

Am 31. Dezember 1918 erschien in Urfa der erste britische Offizier. Er war in einem Türkenhause, und nicht, wie es schon vor dem Kriege Gebrauch war, in einem unserer europäischen Häuser abgestiegen. Ich besucht ihn und bot ihm mein Haus an. Da er mit den Häuptern der Armenier zusammenzukommen wünschte, war dies schon Grund genug, in mein Haus überzusiedeln. In ein Türkenhaus wären ihm die Armenier nicht gefolgt. So nahm er denn meine Einladung an.

Die Führer der Armenier, welche damals in Urfa als solche anzusehen waren, waren bald aufgezählt: der Pfarrer Ephrem, von dem des öfteren die Rede gewesen; der Apotheker Karekin, der während der Massakerzeit in Aleppo war, später nach Urfa kam, dann ins Gefängnis geworfen, dort zwangsweise einen muhammedanischen Namen annehmen mußte, schließlich aber wieder seine Freiheit erhielt; als dritter Minaß Effendi, der während des ganzen Krieges türkischer Instruktionsoffizier gewesen war. Doch war er ein Ortsfremder, gehörte nicht zu den Urfa-Armeniern, spielte

aber seit dem Waffenstillstande in der Stadt eine gewisse Rolle.

Die Genannten wurden vom britischen Offizier aufgefordert, ihr von den Türken geraubtes Gut zurückzufordern. Ferner sollten sie nicht erlauben, daß die Türken, auch wenn es die Regierung selbst wäre, aus den zerfallenen armenischen Quartieren noch weiter Steine wegschleppten.

Der britische Offizier, ein Oberst, las den Armeniern eine für den türkischen Gouverneur bestimmte Note vor, in welcher dieser aufgefordert wurde, dem Rest der Armenier in jeder Hinsicht behilflich zu sein, zu sorgen, daß ihr Hab und Gut zurückgegeben würde, und die in moslemischen Häusern befindlichen Volksgenossen freigegeben würden. Jede Drohung gegen die Armenier habe er aufs strengste zu ahnden.

Die Führer sollten aber nicht nur Kunde von dieser Note haben, der Offizier forderte sie zugleich auf, darüber zu wachen, daß der Gouverneur auch nach diesen seinen Befehlen handle.

Auf die Frage, warum die Engländer Urfa nicht auch besetzten, antwortete der Major, daß dazu erst ein triftiger Grund vorliegen müsse.

Am dritten Tage reiste der Oberst wieder ab. Es war klar, die Engländer suchten nach einem Anlaß, nach Urfa zu kommen. Dieser Anlaß sollte sich bald finden.

Am Morgen des 7. Januar 1919 fand man in der halb zerfallenen armenischen Kirche einen ermordeten Mann. Es war Muhammed Schükri, einer der armenischen Verräter, von denen wir schon gesprochen. Sofort leiteten die Türken eine polizeiliche Untersuchung ein, bei der ein halbes Dutzend Armenier, darunter auch Minaß Effendi, ins Gefängnis gelegt wurden. Die Armenier suchten die Schuld auf die Türken abzuwälzen, die Türken wiederum glaubten, daß nur die Armenier die Mörder sein könnten. Die Geschichte wirbelte Staub auf und beunruhigte die Gemüter sehr, so daß ich es für ratsam

fand, einen kurzen Bericht an die damals 60 Kilometer von Urfa entfernten Engländer zu senden.

Einige Tage später erschien der Oberst wieder und stieg sofort in meinem Hause ab. Meinen Bericht hatte er nicht erhalten, dagegen war er im Besitze von armenischen Nachrichten. Ich legte ihm die Kopie meines Berichtes vor. Kaum hatte er davon Kenntnis genommen, so sagte er:

„So ist die Sache? Das lautet ganz anders, als der armenische Bericht."

Für den Oberst war es klar, daß die Sache von den Armeniern provoziert worden war. Nicht Türken, sondern nur Armenier konnten den Verräter ihres Volkes, um den es übrigens nicht gerade schade war, umgebracht haben.

Die von den Armeniern herbeigesehnte englische Besetzung erfolgte nicht. Sie beschuldigten mich, daß ich die Verzögerung der Okkupation verschuldet hätte. Für mich war das eine sicher, daß, wenn ich die Engländer nach Urfa rufen sollte, dazu nur ein Grund vorhanden sein müßte, der sich später als gerechtfertigt erweisen würde.

45. Ali Ihsan Pascha.

Im Januar kamen von Nisibin her türkische Truppen in Urfa an. Diese sollten laut Waffenstillstandsvertrag demobilisiert werden, zum Teil sich ins Innere von Anatolien zurückziehen. Bei den Truppen war auch der Oberstkommandierende der früheren Mossulfront, Ali Ihsan Pascha.

Offenbar wollte er den Beamten von Urfa zeigen, wie man mit modernen Geschützen, die er mit sich führte, schießen könne, denn eines Abends ließ er auf die nahen Berge 30 Schüsse los. Es war ein grausiges Donnern. Man konnte die Einschläge beobachten und ihre furchtbare Gewalt erkennen.

Die Schießerei brachte große Erregung unter die Urfa-Bevölkerung. Nicht Armenier allein, auch Türken

haben am folgenden Morgen den Engländern Bericht gesandt. Auch ich glaubte, ein gleiches tun zu müssen, denn zu solchen Schießereien war wirklich nicht die Zeit.

Ali Ihsan Pascha war andern Tags mit seinen Truppen nordwärts gezogen — aber die Schießerei hat ihn doch noch in Gefangenschaft gebracht. Auf Befehl der Briten wurde er in der Gegend von Diarbekr von der Zentralregierung gefangen genommen.

46. Ankunft der Briten.

Seit dem Februarmassaker in Aleppo gingen in Urfa wieder viele böse Gerüchte um, alle gegen die Armenier gerichtet, die täglich stark dadurch beunruhigt wurden. Auch die von uns betriebene Rettungsarbeit trug unwillkürlich mit dazu bei. Daß diese Arbeit besonders die böswilligen Türken reizen mußte, konnten wir begreifen, denn für diese bedeuteten die noch verbliebenen Armenier Arbeitskraft, die zu Sklavendiensten ausgenützt wurde. Und nun sollten ihnen diese Sklaven entrissen werden!

Wir wunderten uns daher nicht, als eines Morgens eine Christin kam und meiner Frau erzählte, man habe im Türkischen Klub, der sich aus den reichsten und angesehensten Muhammedanern der Stadt zusammensetzte, beschlossen, mich und den Apotheker Karekin umzubringen. Wenn wir beide auf die Seite geschafft waren, konnte man den armenischen Menschenbesitz behalten. Niemand würde sich dann weiter getrauen, Armenierinnen aus türkischen Häusern herauszuholen.

Als ich von diesem Vorhaben hörte, mußte ich zuerst lachen, denn hinsichtlich meiner Person war ich schon durch die Anhänglichkeit, die mir alle Klassen der Bevölkerung, Muhammedaner sowohl als Christen, erwiesen, gegen Mordanfälle einigermaßen gefeit. Wenn der Klub auch über meine Person verhandelt hatte, so konnte dies für mich nur eine gelinde Warnung sein.

Zwei Tage nachher wurde der Apotheker nachts aus dem Schlaf geklopft. Die Klopfenden sollten angeblich

dringend Medikamente holen. Karekin kleidete sich flüchtig an und begab sich auf die zur Haustüre hinabführende Treppe. Schon war er einige Stufen hinabgestiegen, als ihn plötzlich Zweifel befielen, ob er gehen solle oder nicht. So blieb er einen Augenblick stehen. Da wurden fünf Revolverschüsse vor dem Hause abgegeben. Nun war es klar, die Buben vor der Tür wollten den Gjaur erschrecken, wenn sie nicht Schlimmeres vorgehabt hatten.

Am folgenden Morgen war Karekin wie gewöhnlich wieder in seiner Apotheke beschäftigt, die außerhalb des Hauses lag. Da kam sein kleiner Bruder und meldete, daß in der Haustüre fünf frische Kugellöcher sichtbar seien, und daß man an der Mauer, gegenüber der Tür, die Einschläge alle sehen könne. Nun wußte man, die Kugeln hatten dem Armenier gegolten. Wäre er nicht auf der Treppe stehen geblieben, so wäre er kaum mehr am Leben. Wie durch ein Wunder Gottes war er dem Attentat entgangen.

Ich wurde gerufen, die Sache in Augenschein zu nehmen. Jetzt sah ich ein, daß ich die Briten nach Urfa rufen mußte; schien mir doch, als ob man englischerseits nur darauf wartete.

Zu Hause angekommen, ließ ich mein Pferd satteln, dann setzte ich mich an die Schreibmaschine und schrieb kurz: „We require immediately representives of the British because the liefe of Armenians is in danger.“

Der Araber, den ich mit dieser Botschaft an die Station sandte, legte mit meiner braven Stute die 60 Kilometer in vier Stunden zurück.

Am folgenden Morgen erschien ein Oberst mit Soldaten auf drei Autos, der bei mir abstieg. Der Offizier besichtigte auch im Apothekerhause die Stelle der Schießerei. Am folgenden Morgen waren Soldaten nebst Offizier wieder verschwunden. Kaum hatten die Türken von deren Abreise Kunde, als bei den Böswilligen ein Jubel ausbrach. Sie sprengten in der Stadt aus, daß sich die Briten vor den Türken fürchteten, und deshalb

wieder abgezogen seien. Nun könne man ruhig die Armenier beseitigen.

Die Armenier aber, welche bei der Ankunft der Engländer aufgeatmet hatten und dankend bei mir vorgesprochen, kamen in heller Angst zu mir und machten mir Vorwürfe, daß ich die Soldaten wieder weggelassen habe. Doch ich wußte mehr. Sie sollten sich nur beruhigen, am andern Morgen würden sie erst recht lachen.

Es dauerte aber noch drei Tage, bis der große Augenblick kam.

Am dritten Tage war ich an der Arbeit in der Klinik. Gegen 10 Uhr erschien wieder einmal ein türkischer Polizist und meldete, daß ich sofort zum Gouverneur kommen solle. Doch ich wollte erst meine Arbeit beenden. Ich war in den Kriegsjahren nachgerade oft genug von der Polizei gerufen worden, als daß ich es sehr eilig gehabt hätte, zu folgen.

Doch der Polizist drängte. Im Vertrauen sagte er mir, daß Fremde gekommen seien, und daß der Gouverneur mich als Übersetzer wünsche.

Jetzt fiel mir ein, daß es Engländer sein könnten. So wechselte ich meine Kleider und folgte dem Polizisten.

Vor dem Serai (Regierungsgebäude) stand ein Auto. Ich trat in den Empfangssaal. Neben dem Gouverneur saßen zwei englische Offiziere, welche mich freundlich grüßten.

Nun folgte eine denkwürdige, wenige Minuten dauernde Unterhaltung, welche hier wiedergegeben sein soll.

„Sprechen Sie englisch?" fragte mich der eine der Offiziere, ein Oberstleutnant.

„Ja, etwas", antwortete ich.

„Gut, so bitte ich Sie, da ich keinen Übersetzer bei mir habe, zwischen mir und dem türkischen Gouverneur den Übersetzer zu machen. Fragen Sie den Türken, ob er keine Nachricht von meinem Kommen gehabt habe."

Der Gouverneur: „Gewiß, ich habe Ihr Telegramm erhalten".

Der Engländer: „Warum sind Sie mir nicht entgegengekommen?".

„Es stand nichts im Telegramm, daß Sie mich erwarten würden". Die Antwort des Türken klang bereits kleinlaut.

Der Engländer: „Verdammt sind Sie, daß Sie als Freund der Briten und als Gouverneur von Urfa nicht ihre Pflicht getan und mir entgegengekommen sind".

Diese englische Antwort, welche ich, ich gestehe es, in etwas milderer Form übersetzte, machte doch starken Eindruck auf den Türken.

Doch der Brite wartete keine Erwiderung ab, er fragte weiter: „Was haben Sie für Vorbereitungen getroffen zur Unterbringung meiner Offiziere und der 800 Mann?"

„Ich wollte Ihnen in keiner Weise vorgreifen, an Platz wird es nicht fehlen. Für die Offiziere ist das Haus eines Schweizers frei und für die Soldaten steht Ihnen eine leere Kaserne zur Verfügung."

„Lassen Sie mich hinführen. Sie bleiben hier. Nach Besichtigung werde ich Ihnen meine Befehle zustellen."

Mit diesen barsch ausgesprochenen Worten stand der Offizier auf. Mich bat er, mitzukommen. Wir bestiegen das Auto; hinter uns her rannten die türkischen Polizisten; man besichtigte die Kaserne. Der Brite aber rümpfte die Nase. In diese Kaserne könne er keine Soldaten bringen. Dann fragte er mich um Rat.

Es war mir klar, da der Gouverneur das Schweizerhaus angegeben hatte, so würden es die Briten sicher nehmen. Es gehörte dem abwesenden Arzt Dr. Vischer. In einer Anwandlung von einem Gefühl gerechter Vergeltung antwortete ich:

„Nehmen Sie das türkische Hospital, es steht leer, liegt prächtig und ist geräumig."

So bestieg man das Auto wieder und fuhr zum türkischen Hospital. Nach kurzer Besichtigung schickte der Offizier seinen ersten Befehl an den Gouverneur. Er

lautete: „Das türkische Hospital wird sofort von meinen Truppen besetzt, verlange sofortige Übergabe".

„Wo liegt das Schweizerhaus?"

Da dieses nahe und zu sehen war, ging man zu Fuß, dasselbe zu besichtigen. Auch hier wurde der Brite sofort schlüssig, ein schöneres Haus gab es ja auch in Urfa nicht. Es war ziemlich leer, ich hatte nur Klinik, Apotheke und Operationssaal darin eingerichtet, die ich, nun die Briten im Lande waren, ohne die Türken zu fragen, wieder in unser Hospital verpflanzen konnte. Die Siegel waren ohnehin bereits abgefallen, ich brauchte nur aufzuschließen.

Inzwischen waren die Truppen angekommen, alles Inder. Ein großer Troß Train kam mit, auch einige Panzerautos mit einigen Tommies.

Ein Glück für Urfa und den Rest des armenischen Volkes in dieser Stadt! Auch für die anderen Christen der Stadt bedeutete der Einzug der Briten eine große Freude. Die chronische Todesfurcht, in der sie so lange dahinlebten, durfte ein Ende nehmen! Das war am 24. März 1919.

Die Syrer und Katholiken kamen und dankten mir.

Es ist das Verdienst der britischen Besetzung, daß bald drei hohe, türkische Beamte Urfas abgesetzt wurden, der Gouverneur, der Polizeidirektor und der Stadtpräsident. Ersterer wurde gefangen gesetzt und nach Konstantinopel verschickt. Grund hierzu waren die Armeniergreuel. Dieser Herr war, als die Deportationen begannen, in der Stadt Baiburt Gouverneur gewesen. Doch hatte er nicht bloß alle armenischen Männer, sondern auch alle Frauen und Kinder vor der Stadt abschlachten lassen. Nach dieser Tat wurde der Beamte nach der Stadt Arghane Maaden versetzt, wo vorher ein weniger williger Gouverneur gewesen, der deshalb strafversetzt worden war. Auch dort ließ der neue Herr alle Armenier samt Frauen und Kindern vor der Stadt über die Klinge springen. Später wurde dieser brauchbare Beamte nach Urfa ver-

setzt. Die Briten konnten ihn nun durch die Türken selbst unschädlich machen lassen.

Seitdem mir der Kadi von den schrecklichen Taten dieses Gouverneurs berichtet hatte, habe ich mich oft gefragt, ob er nicht besser gehandelt hat als all die anderen Gouverneure, die Frauen und Kinder deportieren ließen. Haben nicht die Frauen an manchen Orten die Gouverneure gebeten, sie an Ort und Stelle abschlachten zu lassen und nicht erst zu deportieren? Wie unsagbar schrecklich war es den Ärmsten auf den Deportationswegen ergangen! Ein Leben der Schande, Sklaverei oder der Hungertod war ihr sicheres, entsetzliches Los. Und doch, wenn alle Gouverneure gehandelt hätten wie dieser, so wären heute von den $1^1/_2$ Millionen Armeniern, welche ihr Heim verlassen mußten, nicht noch etwa 2—300 000 am Leben geblieben.

Es war im Mai, als plötzlich noch einmal unter den Christen der Stadt Urfa eine Panik ausbrach. Viele schlossen in Eile ihre Verkaufsstände im Markt und flüchteten nach Hause. Eine Frau kam in heller Aufregung zu mir in die Klinik und klagte, daß die Regierung an Muhammedaner Gewehre verteile. Unwillig schickte ich die Frau weg. Ich glaubte ihr nicht. Doch sie ließ sich nicht wegschicken, bis ich ihr sagte:

„Für solche Dinge bin ich jetzt nicht mehr da, geh zu den Briten!" Die Frau ging, und um schneller vorgelassen zu werden, sagte sie, sie sei von mir geschickt.

Am andern Morgen wurde ich mit allen christlichen Notabeln vor den britischen Kommandanten geladen. Wir sollten sagen, woher die Panik entstanden sei. Doch ich hatte bereits vergessen, daß Tags zuvor jene Armenierin zu mir gekommen war, und ich ihr gesagt hatte: Geh zu den Briten. Der Kommandant brachte uns zum türkischen Gouverneur, dem er bereits befohlen hatte, eine genaue Untersuchung einzuleiten. Dieser war denn auch der Ursache auf den Grund gekommen. Die türkische Regierung hatte aus einem Hause außerhalb der Stadt

Gewehre umtransportiert, dies mußten ängstliche Gemüter gesehen haben, und so war die Panik entstanden.

47. Eine letzte erfolglose Schikane.

Ungefähr gleichzeitig mit den Engländern war in Urfa auch ein türkischer Beamter angekommen, ein Sanitätsinspektor. Seit im Dezember 1918 der armenische Arzt nach Aleppo geflohen war, besaß die Stadt keinen anderen diplomierten Arzt als einen Türken, der meist schon in den frühen Morgenstunden betrunken in den Straßen der Stadt herumschwankte. Er hatte aber das Gute, daß er mir keine Schwierigkeiten machte. Er wurde niemals von einem Kranken gerufen. So hatte ich meine Kenntnisse in der ärztlichen Praxis voll ausnützen können. Es war ein voll gerüttelt Maß von Arbeit, das ich hatte bewältigen müssen. Die Mehrzahl der aus moslemischen Häusern gekommenen Armenier benötigten den Arzt. Auch die Muhammedaner waren in großer Zahl gekommen. Hatte ich doch in den ersten fünf Monaten des Jahres 1919 nicht weniger als 2000 Patienten in der Klinik behandelt. Gleichzeitig lagen noch 200 Patienten im Hospital und über 100 Operationen mußten ausgeführt werden, darunter einige recht schwierige. Auch die Regierung hatte mir Kranke geschickt. Überdies mußte ich noch als Arzt der türkischen Handwerkerschule tätig sein. Und als eine Zeitlang in Urfa einige hundert Mann Kavallerie ohne Arzt waren, mußte ich auch deren Helfer sein.

Der freundliche Leser wolle mir diese Ausführung nicht so auslegen, als ob ich mich dessen rühmen wollte, was ich mit Gottes Hilfe habe tun können. Ich will nur zeigen, was alles von mir verlangt wurde.

Daß der neue Sanitätsinspektor mir Schwierigkeiten machen würde, weil ich kein Diplom besaß, war zu erwarten; denn ihm konnte nicht verborgen bleiben, wer in den letzten Monaten Urfa ärztlich versorgt hatte, und er würde mir jedenfalls keinen Dank dafür wissen.

In der Vorahnung, daß nun aufs neue ein Druck auf

mich ausgeübt werden würde, wandte ich mich an den indischen Arzt, welcher mit den Besatzungstruppen angekommen war. Meine Bitte, doch die Oberaufsicht über unser Schweizerspital zu übernehmen, nahm er an. Er verbrachte auch manche Arbeitsstunde im Spital; wir arbeiteten flott zusammen.

Schon nach wenigen Tagen erhielt ich richtig vom türkischen Sanitätsinspektor eine schriftliche Aufforderung: wenn es sich so verhielte, wie er gehört habe, daß ich kein Diplom besitze, hätte ich sofort Apotheke und Klinik zu schließen.

Doch der britische Stadtkommandant, dem ich das Schreiben zeigte, sagte mir, ich solle ruhig meine Arbeit weiter tun und keine Antwort geben.

Vierzehn Tage später starb in unserem Hospital ein Kurde an einer Blutvergiftung. Zehn Tage vor seinem Tode ist er von mir in Gegenwart des indischen Arztes operiert worden.

Zwei Tage nach dem Tode erhalte ich vom Untersuchungsrichter eine Vorladung. Der türkische Sanitätsrat hatte mich verklagt. Es sei in unserem Hospital infolge Fahrlässigkeit bei Ausführung einer Operation ein Kurde gestorben; er verlange gerichtliche Ahndung, da der Operateur kein Diplom besitze. Doch hatte ich's nun leicht, ich konnte mich an den indischen Arzt halten. Auf meine Aussage hin wandte sich der Untersuchungsrichter an den englischen Kommandanten, und dieser antwortete durch den indischen Arzt zurück, daß Künzler jene Operation in seiner Gegenwart ausgeführt habe, daß aber der Kranke nicht infolge der Operation, sondern an Blutvergiftung gestorben sei. Zur Charakteristik des Sanitätsinspektors muß noch bemerkt werden, daß er den Toten nicht inspiziert hatte. Nur auf Hörensagen hin machte er seine Anklage.

48. Eintreffen der Hilfsexpedition.

Nur wenige Tage nach den Engländern zogen in Urfa auch vier Amerikaner ein, drei Damen und ein Herr,

welche zur amerikanischen Rotekreuz-Expedition gehörten. Ihnen konnten wir das amerikanische Institut mit den 500 Waisen und Witwen übergeben. Die Expedition brachte all das mit, was wir nicht mehr hatten, neue Kräfte, — wir waren mit unseren am Ende, — Geld, Kleider und andere Hilfsmittel, selbst ein Lastauto. Es kam ein hochnötiger und neuer Zug in das Rettungswerk. Die von uns begonnenen Industriearbeiten wurden ausgebaut und vermehrt, die Schulen ebenfalls besser eingerichtet und erweitert.

Meine Frau und ich atmeten auf. Die Last, welche wir seit 1916 allein getragen, wurde von unseren Schultern genommen.

Das Hilfswerk an den nun täglich zahlreicher auftauchenden Armeniern übernahmen die Briten. Sie verteilten, zunächst noch mit unserer Mithilfe, an die Hungernden Brot und auch etwas Geld zur Anschaffung des Allernötigsten.

Seit Monaten wußten wir, daß der schon lange in Urfa nötige und bestbeliebte Arzt, Herr Dr. Vischer und Frau, wieder zurückkommen würden. Allein Monat um Monat verrann, er erschien nicht. Paß- und Reiseschwierigkeiten verzögerten die Abreise aus der Schweiz immer wieder. Sobald er in Urfa sein würde, beabsichtigte ich mit meiner Familie nach der Schweiz zu gehen, um wieder einmal Heimatluft zu atmen.

Endlich kam die freudige Stunde seiner Ankunft. Die tapferen Leute hatten ihre Kinder in Basel zurückgelassen, damit auch die Frau des Arztes ihre ganze Kraft dem Hilfswerk widmen konnte. Jetzt sollte die Arbeit in unserem Spital wieder mit vollen Segeln, auch den Anforderungen der türkischen Gesetze Rechnung tragend, in Gang kommen. Die Freude über des Doktors Ankunft war eine allgemeine, in Stadt und Land, bei Christen und Muhammedanern. Am größten aber war die Freude doch bei meiner treuen Lebensgefährtin und mir, denn unsere Erlösungsstunde hatte geschlagen.

49. Ein Flieger über Urfa.

Im Mai 1919 mußte außerhalb der Stadt ein großes Steinfeld geräumt werden. Die Vergebung dieser Arbeit übertrugen die Briten meiner Frau. Diese stellte hunderte von Armenierinnen an und konnte ihnen so Verdienst geben. Auf dem Areal sollte der erste Äroplan in Urfa niedergehen.

Nach zwei Wochen kam der große Moment: die Ankunft des Luftfahrzeuges. Stolz flog es über das alte Edessa hin. Alles ging ins Freie oder stieg auf die Dächer und staunte. Allah-Rufe hörte man aus dem Munde der Muhammedaner. Und als erst noch eine Anzahl Schüsse aus dem Luftfahrzeuge abgefeuert wurden, zitterten wohl alle jene, welche ein schlechtes Gewissen hatten. Ueber alle Christen aber kam ein großes Maß von Beruhigung.

50. Rechnungssorgen.

Die Rechnungssorgen unserer Arbeit sollen nicht unerwähnt bleiben. Sie zehrten mehr als nötig an meiner geistigen Kraft. Meine Arbeit war, wie der Leser merkt, nach und nach sehr vielseitig geworden. Meine Rechnungsbücher wiesen eine große Konto-Kolumne auf, in der im Laufe der Kriegsjahre Millionen, die durch meine Hände gingen, eingetragen wurden. Hospital, amerikanische Mission, Rettungswerk an Armeniern und Kurden, seit Frühjahr 1916 bis Ende 1918 das Hilfswerk für die Zivilinternierten, alles das erforderte angestrengte Rechnungstätigkeit. Dazu mein großer Haushalt, war es doch nach und nach bei mir wir im Hause eines Scheichs geworden, bei dem viele, besonders hungernde Menschenkinder, zur Essenszeit sich einstellten.

Nun war ich aber tagsüber so sehr beschäftigt, daß mir für das Rechnen keine Zeit blieb. Es mußte stets abends besorgt werden, wenn der Körper schon sehr ermüdet war. Da war es denn auch begreiflich, wenn die

Rechnungen manchmal nicht stimmen wollten. Wenn ich dann in der Nacht aufwachte und der Schlaf meine Augen floh, stand ich auf und begann zu rechnen. Dies waren die Stunden, wo manches erst Unklare wieder ins reine kam. Meist war in der Kasse zu wenig Geld, wenn ich wieder den Kassensturz machte, begreiflicherweise; denn die Ausgabeposten waren, wenn auch meist klein, sehr zahlreich. Oft beneidete ich die Beamten des türkischen Hospitals. Dort war der Betrieb kaum größer als in dem unsrigen, es waren aber ein besonderer Verwalter, besonderer Schreiber und oft auch ein besonderer Kassierer angestellt.

Alle meine Ausgaben wurden meiner Gesamtkasse entnommen. Seit Ende 1917 wußte ich, daß in der Kasse ein Betrag zuviel war. Trotz alles Suchens gelang es nicht, den Fehler zu entdecken. Irgend ein Posten mußte in der Einnahme vergessen worden sein. Meine Abrechnungen hatte ich an viele Orte zu schicken, nach der Schweiz, Amerika, Deutschland. Von dort aber gelangten meist keine Bestätigungen an mich. Kurz vor meiner Abreise nach der Schweiz erhielt ich von einer Bank in Basel eine Gesamtaufstellung der Gelder, welche mir seit 1916 aus der Schweiz zugesandt worden waren. Bei der Prüfung dieser Aufstellung — wieder war es Nacht, alle meine Familienglieder zu Bett — entdeckte ich einen Posten, welcher in meinen Büchern nicht aufgezeichnet war. Nun war aber plötzlich zu wenig Geld in der Kasse, eine bedeutende Summe fehlte! Was nun? Schon seit zwei Jahren hatte mein Gehalt infolge der steigenden Teuerung nicht mehr gereicht. Seit 1917 legte meine Frau den kleinen Betrag, den sie für ihre Arbeit am Hilfswerk erhielt, auf die Seite, es sorgfältig vor meinen Augen verbergend. Sie sagte sich, wenn der Krieg zu Ende ist, gehen wir in die Schweiz, da wird es gut sein, wenn wir dann einen Batzen erspart haben. Ich habe ihr aber oft vorgerechnet, daß sie mir dieses Geld in den Haushalt geben müßte, da ja mein Gehalt nicht zum Unterhalt der Familie reichte. Ferner hatte sie einige

Sachen aus unserem Haushalt verkauft und dieses Geld ebenfalls zurückgelegt. Mir war nun klar, das Loch in der Kasse mußte mit jenem Gelde gestopft werden, welches die gute Seele so sorgsam verwahrt hatte. Aber wie und wann dies zu fordern, mußte diplomatisch eingefädelt werden. Am folgenden Tage — man wird mir das nachfühlen — war es mir nicht recht behaglich. Glücklicherweise war ich in reichlicher Tagesarbeit aufgegangen, aber am Abend mußte ich das Geld haben. Meine Frau hörte meine Eröffnungen an. Auch sie begriff, daß sie mit dem ersparten Gelde herausrücken mußte, aber es ging nicht leicht. Sie brachte es mir und meinte lakonisch: „Willst du auch noch mein Hemd verkaufen? Du kannst es haben!"

Wer will es ihr verargen, daß sie dabei etwas bitter wurde? Doch wir haben in unserer Ehe stets ein probates Mittel gehabt, das uns die Aussöhnung erleichterte. Ohne gemeinsames Abendgebet legen wir uns nie zur Ruhe, und da man grollend nicht beten kann, macht man vorher reinen Tisch. Probatum est!

51. Einsichtige Muhammedaner.

Uns Menschen bewegt bei all unserem Denken so oft die Frage: Warum? Es fehlt deshalb auch ebensooft die Antwort, das Darum! Wenn man an die unsägliche Not denkt, welche das armenische Volk in diesem Weltkriege wie kein anderes Volk getragen hat, so fragt man auch da: Warum? Als ob es uns gelingen müßte, eine befriedigende Antwort zu bekommen. Nachstehendes Erlebnis will ich erzählen, weil es mir scheinen will, als ob darin vielleicht etwas von einer Antwort herauszulesen ist.

Wenige Tage vor meiner Abreise nach Europa erschienen zwei Türken aus der Stadt bei mir. Es waren, soviel ich ihnen ansah, Handwerker, also einfache Männer. Sie richteten folgende Frage an mich:

„Glaubst du, daß die Engländer, welche nun in Urfa

sind, uns vor den Übergriffen der türkischen Regierung schützen, wenn wir morgen Christen werden?"

Ich mußte ihnen antworten, daß ich dies nicht wüßte, ich wollte mich aber erkundigen, doch sollten sie mir zunächst sagen, aus welchen Gründen sie Christen werden wollten.

„Du selbst bist es, der uns unsere erheirateten armenischen Frauen wegnimmt. Diese Frauen haben uns ein Familienleben kennen gelehrt, wie wir solches nie vorher kannten. Sie haben uns aus der Bibel vorgelesen, haben uns den Haushalt geführt, so, daß wir staunen mußten; sie sind uns so lieb geworden, daß wir sie unmöglich lassen können. Lieber verlassen wir unseren alten Glauben. Und du sollst es wissen, wir zwei sind nicht allein dieser Ansicht und in dieser Lage. Es sind noch etwa 50 andere Männer, die uns hergesandt haben, welche alle bereit sind, den christlichen Glauben anzunehmen, um des neuen Lebens mit den christlichen Frauen nicht verlustig gehen zu müssen. Aber da uns die türkische Regierung, sobald wir den Glauben wechseln, ins Gefängnis wirft, wollen wir erst wissen, ob die Engländer sich für unsere Befreiung verwenden werden.

Zwei Tage später holten sich diese Männer die Antwort. Leider mußte ich ihnen sagen, daß der britische Kommandant erklärt hatte, die Briten mischten sich nicht in solche Sachen. Ich konnte nicht umhin, den betrübt abziehenden Fragern zu sagen, daß die Armenier, um dem schauerlichen Abtransport und dem Tode zu entgehen, den christlichen mit dem muhammedanischen Glauben wechseln konnten, daß sie aber den Tod und all das sonst Unsagbare vorgezogen hätten: „Würdet ihr auch solche Kräfte aufbringen, ihr würdet wohl leiden, aber auch im Leiden belohnte Sieger sein!"

52. Abschied.

Die Schilderung meiner Erlebnisse während des Weltkrieges wären nicht vollständig, wenn ich nicht noch

meinen Abschied von Urfa niederschriebe. Und doch sträubt sich meine Feder, es zu tun. Da ich mich aber bei allen meinen Berichten an die Tatsachen hielt, so muß ich wohl auch den Abschied erwähnen, zumal er meiner Frau und mir manche unruhige Stunde bereitet hat.

Die Arbeit des in der Hauptstadt wieder erstandenen armenischen Nationalkomitees bestand darin, daß es den heimkehrenden Soldaten zu einer Arbeitsgelegenheit verhalf und auch danach sah, daß die Witwen und Waisen, soweit dies noch möglich war, zu ihrem früheren materiellen Besitze kamen. Im Dezember 1918 kam ein Mitglied dieses Komitees nach Urfa, um auch hier eine Organisation ins Leben zu rufen. Armenische Frauen verklagten mich bei diesem Mann. Ihnen war Geld aus Deutschland, von einem Verwandten namens Kadjadurian, je und je durch mich ausbezahlt worden. Da mir aber die Bank jenes Geld in Noten überwies, vermochte ich nicht in Gold auszuzahlen. Jene Gelder waren aber früher, zu einer Zeit, da in der Türkei die Note noch nicht existierte, von mir an Kadjadurian in Goldwährung geschickt worden.

Es ist übrigens nicht nur mir so ergangen, daß mich Armenier wegen dieser Geldangelegenheiten anschwärzten. Alle zu Beginn des Krieges noch im Lande weilenden Amerikaner wissen davon zu erzählen. Zu einer Zeit, da die Note noch nicht existierte, wurde bei diesen Geld abgegeben, das dann in der Bank aufbewahrt wurde. Wie nun der Notenkurs eintrat, durfte die Bank nicht mehr in Gold auszahlen, sie hatte dieses dem Staate abzuliefern. Die Banknoten aber verloren täglich an Wert. Kamen nun die Armenier und verlangten ihr Geld, so wollten sie dasselbe sämtlich wieder in Gold haben, aber es konnte ihnen mit dem besten Willen eben nur mit den „lumpigen" Noten ausbezahlt werden.

Das von Aleppo angekommene Mitglied des A. N. K. (Arm. Nat.-Komitee) stellte mich zur Rede. Es war aber ein verständiger Mann und begriff die Sache vollkommen.

Die Geldangelegenheit mit jenen Frauen hatte aber noch eine andere Seite. Ich muß dazu etwas weiter ausholen.

Wenige Tage, ehe der Krieg ausbrach, war in Urfa ein Armenier, namens Kadjadurian aus Deutschland angekommen. Er wollte hier seine Mutter holen und nach Deutschland bringen, wo noch ein Bruder von ihm als Zahnarzt in guter Stellung war. Da der Krieg ausbrach, kam er nicht mehr von Urfa weg. Als dann im Frühjahr 1915 die Lage der Armenier schon recht trostlos aussah, bat mich Kadjadurian, ihn doch als Wärter im Hospital anzustellen. Da er als des Deutschen Kundiger oft in meinem Hause verkehrt hatte, entsprach ich seiner Bitte.

Als nun im Oktober 1915 alle Armenier aus unserem Hospital geholt wurden, mußte auch Kadjadurian mit. Er wurde aber nicht getötet, sondern nach Aleppo in die Kaserne gesteckt. Von dort schrieb er mir eine Karte, daß ich doch die von ihm bei unserem Arzte hinterlegten 135 Goldpfunde nehmen und ihm womöglich telegraphisch zustellen möchte, da er sich damit vom Soldatenstande loskaufen wolle.

Der Arzt aber lag bereits bewußtlos am Flecktyphus darnieder. Ihn nach dem Gelde zu fragen, war unmöglich, auch nicht einmal nötig. Hatte ich doch wenige Tage zuvor, als ich im Konsultationszimmer arbeitete, aus einer allezeit unverschlossenen Schublade Rezeptpapiere nehmen wollen. Dabei entdeckte ich in derselben ein kleines Säckchen mit 135 Goldstücken; auf dem Säckchen war mit Tinte geschrieben der Name „Kadjadurian".

Es war mir klar, daß dies Geld meinem Freunde gehörte. Wie er dazu kam, dies Geld in diese Schublade zu legen, weiß ich nicht, aber der Abtransport war so plötzlich gekommen, daß er's in der Eile wohl selbst in die Schublade gelegt hatte.

So telegraphierte ich an ihn, sich bei meinem Bankhause zu melden, und an die Bank telegraphierte ich,

bei Erscheinen dem Kadjadurian 135 türkische Pfund auszuzahlen.

Wer aber dies Geld nicht abholte, war Kadjadurian. Zwei Wochen später erfuhr ich die Ursache: er war inzwischen am Flecktyphus gestorben. So blieb das Geld auf der Bank. Nach Deutschland schrieb ich, daß man nach dem Bruder des Verstorbenen forschen solle.

Es war im Februar 1916, als mein Bankhaus mir berichtete, daß es dem Bruder endlich auf die Spur gekommen sei, denn eben wäre jemand dagewesen, der von jenem Gelde gesprochen hätte. Aber er schiene nicht so viel zu erwarten, als ich angegeben hätte. Kadjadurian sollte auf die Weisung der Bank selbst kommen und das Geld holen, man habe aber gesagt, daß er noch krank sei. (Er war aber zu jener Zeit längst tot).

Bald darauf kam ein Verwandter des Arztes nach Urfa. Er schickte mir seinen Bruder, einen gerissenen Advokaten auf den Hals. Nach seinem Begehren gefragt, sagte er mir:

„Sie sollen wissen, daß mein Bruder dem Kadjadurian, der in Aleppo starb, kurz vor seinem Tode 60 Goldstücke geliehen hat, damit er sich loskaufen konnte. Das Geld des Kadjadurian sei nun auf der Bank. Ich möge dieses Haus doch veranlassen, seinem Bruder die 60 Pfund auszuzahlen."

Ich bat den Advokaten, mir doch die Quittung zu zeigen. Diese wollte er am andern Morgen bringen, er begann aber gleichzeitig zu drohen, daß, wenn ich seinem Bruder diese Summe nicht freiwillig auszahle, er mich bei der Regierung verklagen würde, denn eigentlich gehöre das Geld des Kadjadurian, weil es armenisches Gut sei, der Regierung.

„Warum drohen Sie mir? Habe ich Ihnen die Auszahlung verweigert? Ich will erst die Quittung sehen. Übrigens können Sie mich bei der Regierung verklagen, denn wenn die Regierung das Geld erhält, verspiele ich nichts dabei. Mein einziger Wunsch ist nur,

daß dieses Geld in die Hände des rechtmäßigen Erben komme."

Nach diesen meinen Worten zog der Advokat mit einem Fluche ab. Am andern Morgen brachte er eine Quittung ohne Datum und ohne Stempelmarke, man sah ihr an, daß sie erst in dieser Nacht das Licht der Welt erblickt hatte. Ich aber war auch nicht müßig gewesen, hatte noch am Abend an die Bank telegraphiert, dem deutschen Konsul 135 Ltque. auszuzahlen. So bat ich den Advokaten, sich mit der Quittung in Aleppo an den Konsul zu wenden, bei dem inzwischen das Geld angelangt sei. Gelb vor Ärger zog er ab. Bemerkt sei noch, daß niemand je in dieser Sache sich an den Konsul gewandt hatte, der beste Beweis, daß nur Marder nach diesem armenischen Gut fahndeten.

In den Tagen meines Abschieds nun erschien eine Syrerin bei meiner Frau und erzählte ihr, daß in der Stadt das Gerücht kursiere, daß der armenische Arzt, der bald nach Ankunft der Briten sich in Urfa wieder eingefunden hatte, gegen mich eine Klage einreichen werde. Auch ich hatte schon einige Tage früher gemerkt, daß von seiten des A. N. K. (Armenischen National-Komitee) etwas gegen mich im Gange war. Deshalb bat ich dieses Komitee, bei mir zu erscheinen, damit man sehen könne, was denn los sei. Doch niemand kam. Weiter hörte ich, daß man mich womöglich am Tage der Abreise noch arretieren, oder zum mindesten nicht abreisen lassen wollte.

Meine etwas impulsive Frau schrieb gleich nach Weggang jener Frau einen Brief an den armenischen Arzt, des Inhalts, daß sie soeben von einer Anklage gehört habe, welche er gegen mich einreichen wolle. Sicher werde es sich hier nur um ein Geschwätz handeln, denn was könnte er, als langjähriger Mitarbeiter und Freund ihres Mannes, jetzt plötzlich gegen ihn haben. Sie bitte ihn, ihr umgehend mit Ja oder Nein zu antworten, damit ihr Mann und auch sie wisse, was Wahres an dem Gerüchte sei.

Der Arzt antwortete auf der Rückseite des Briefleins ohne jede Anrede: „You shall answer to the law, nothing with me!" (Sie werden dem Gesetze antworten, mit mir haben Sie nichts zu tun).

Jetzt wußten wir, das Unglaubliche war wahr. Weil ich aber keine Lust hatte, am letzten Tage noch festgehalten zu werden, wandten wir uns an die Briten. Wir baten sie, uns zu helfen, dafür zu sorgen, daß, wenn Anklagen gegen uns bestehen sollten, diese jetzt eingereicht würden und nicht am letzten Tage. Sofort gab der Kommandant dem türkischen Gouverneur Befehl, einen Maueranschlag zu machen, der besagen sollte, das Künzler demnächst das Land verlassen werde, und daß, wer eine Forderung an ihn habe, sie sofort einreichen müsse, da am Abreisetage keine solche mehr berücksichtigt würde.

Noch am gleichen Tage ließ mich der Polizeikommissar zu sich rufen. Es war glücklicherweise das letzte Mal. Er zeigte mir ein Schreiben, das der armenische Arzt dem Gouverneur eingereicht hatte. Ich las es durch. Es hatte folgenden Inhalt:

„Künzler hat im Jahre 1915 meine Krankheit dazu benutzt, mir aus der verschlossenen Schublade 145 Goldstücke zu stehlen, welche mir ein gewisser Kadjadurian überreichte, mit der Bemerkung, daß, wenn er sterben sollte, ich das Geld für mich behalten dürfe usw. usw."

Als ich dies Schriftstück gelesen hatte, war ich wie aus den Wolken gefallen. So etwas war möglich? Und diese Anklage von einem Freunde, der mit deutscher Hilfe studiert hatte, und noch obendrein ganz genau wußte, wie es sich mit diesem Gelde verhielt. War er geisteskrank geworden? Sicher, sonst wäre keine Entschuldigung für sein Tun vorhanden.

Seit dem Einzuge der Briten in Urfa waren die von den Türken aufgehobenen Kapitulationen wieder zu Recht bestehend. Danach durfte mich, den Ausländer, in einer solchen Sache kein Türke aburteilen. Und überdies hatte

der Kommandant befohlen, daß alle Klagen gegen mich an ihn abzugeben seien.

So teilte ich dem Kommandanten mit, daß ich auf die Polizei gerufen wurde wegen einer armenischen Anklage. Ich suchte nun aus meinem Brieforduer alle diesen Fall angehenden Schriftstücke auf und legte sie dem Kommandanten vor.

Ein Tag vor meiner Abreise, als Herr Dr. Vischer schon in Urfa war, kam die Sache vor dem Kommandanten zum Austrag. Wir alle waren vor ihm erschienen, auch der Armenier.

Der Kommandant wandte sich an diesen mit folgenden Worten:

„Sie haben gegen Herrn Künzler eine Klage wegen Diebstahls erhoben. Daß Sie diese Klage nicht direkt an uns richteten, an uns, die doch dieser Herr Künzler Ihres Volkes wegen nach Urfa gerufen hat, nehmen wir Ihnen sehr übel.

Was aber den Inhalt Ihrer Klage anbetrifft, so haben wir die sämtlichen schriftlichen Belege des Herrn Künzler vor uns, und ich kann nur sagen, daß Herr Künzler vollkommen richtig gehandelt hat. Er hat jene Summe seinerzeit, ohne daß er wußte, daß dieses Geld ein Geschenk an Sie hätte sein sollen, nach Deutschland gesandt. Wenn Sie aber deshalb die Sache weiter verfolgen wollen, so müssen Sie sich an den Bruder des Kadjadurian in Deutschland wenden. An Ihnen aber ist es, hier vor mir, Herrn Künzler Abbitte zu tun und diese Anklage zu zerreißen.“

Der Armenier erwiderte, daß es ihm bekannt sei, was mit dem Gelde geworden, daß aber Künzler kein Recht hatte, jenes Geld nach Deutschland zu schicken, durch das so große Verluste, infolge des Notenkurses, entstanden waren.

Sodann steckte er die Anklage in seine Tasche. Als er aber nach einigen weiteren Minuten nicht Miene machte, sich zu entschuldigen, stand ich auf, dankte dem Komman-

danten mit der Bemerkung, daß wir seine Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen wollten.

Am Abschiedsmorgen erhielt ich noch eine Vorladung, am Nachmittag vor dem türkischen Gericht zu erscheinen und mich wegen Diebstahls zu verantworten. Nun lachte ich mir aber ins Fäustchen. Jetzt war's zu spät. Der Reisetag war da, auch hatten die Türken mit mir und ich mit ihnen nichts mehr zu tun.

Man wird verstehen, daß uns diese Sache viel Aerger gemacht hat. Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Immer wieder wollte es die Armenier insgesamt des Undanks anklagen. Aber es handelte sich hier um eine Tat, die nicht vom Volke ausgegangen war, wenn auch dahinter das A. N. K. stecken mochte. Denn es waren noch zwei weitere Armenier im Banne dieses Mannes gestanden und hatten an die Engländer unglaubliche Forderungen gestellt, die aber ohne jegliche Begründung blieben und abgewiesen wurden.

Mehr noch als die Tat des Arztes, mit dem ich viele Jahre zusammen gearbeitet habe, schmerzte es mich, daß plötzlich auch der schon öfter erwähnte Pfarrer Ephrem, den ich doch im Waisenhause in auskömmliche Stellung gebracht hatte, wegen dessen Heirat ich mit Freuden viel Unangenehmes auf mich genommen, den ich wie meinen Bruder geliebt hatte, nicht kam, um sich von mir zu verabschieden. Damit hatte er den Beweis erbracht, daß auch er unter die Verleumder gegangen war.

Als ich nachmitags endlich von Urfa abfahren konnte, war der Hof unseres Hauses voll lieber Menschen, die unter Weinen und Schluchzen von uns Abschied nahmen. Ich muß gestehen, ganz ruhig wurde ich erst, als ich in Beyrut auf dem Schiffe war. Denn wer konnte wissen, ob der Einfluß des übelwollenden Armeniers nicht noch irgendeinen Gewaltakt ermöglichte, solange ich noch auf türkischem Boden war.

53. Schlußwort.

Mit einem Mißton schloß der Abschied von meiner langjährigen Wirkungsstätte. Da ich annehmen muß, daß diese Ausführungen manchen Leser, der bisher den Armeniern nicht freundlich gesinnt war, noch unfreundlicher gesinnt sein lassen, möchte ich zum Schluß noch meine Anschauung über dieses Volk, das wie keins auf der Welt so viel Entsetzliches und Unsagbares erdulden mußte und so fürchterlich dezimiert worden ist, wiedergeben. Man möge mich entschuldigen, daß ich dies tue und bedenken, daß ich 20 Jahre unter jenem Volke gelebt und gearbeitet habe. Wenn meine Kenntnis des Volkes vielleicht nicht erschöpfend genannt werden dürfte, so wird man mir doch nicht absprechen, meine Meinung sagen zu dürfen.

Sechs Jahrhunderte lang lebt ein freiheitliebendes und äußerst intelligentes Volk unter dem lebenzerstörenden moslemischen Gewaltregiment, es erträgt periodisch wiederkehrende Massenabschlachtungen; sicherlich wird der Charakter eines Volkes durch solche Lage und Leiden nicht gebessert. Man betrachte nur einmal die Völker, die an der Spitze der Zivilisation marschierten und den Weltkrieg durchmachen mußten. Hat sich etwa deren Charakter veredelt? Niemand wird dies ernstlich behaupten. Und dabei dauerte dieser Krieg „nur" fünf Jahre. Können wir daher erwarten, daß die Armenier besser sein sollen, als wir Abendländer? Sie, die sich seit Jahrhunderten gegen List, Tücke und rohe Gewalt zu wehren haben.

Das Geschäftsgebaren der Armenier wird in Europa als ein schlechtes bezeichnet. Nun ist es wahr, einen Armenier kann man im Geschäftsleben nicht so leicht übers Ohr hauen. Dies gelingt bei einem Muhammedaner in der Regel viel leichter.

Doch das Geschäftsgebaren der Armenier kennt wohl niemand besser als der Türke. Durch wen läßt der reiche Türke seine Geschäfte am liebsten machen? Durch den Armenier! Unzählige Beispiele wären aufzuführen, die

alle dartun, daß der besitzende Türke seine Gelder eigentlich nur durch Armenier umsetzen läßt. Keiner versteht es so gut, wie der Armenier, sich in allen, auch den schwierigsten Verhältnissen anzupassen und überall einen Gewinn herauszuschlagen. Wie man keinen Bahnbau im alten Europa kannte ohne italienische Arbeiter, so kennt man im Orient keinen Handel ohne Armenier. Aber die Armenier sind nur zum kleinsten Teil Kaufleute. Wohl 80 bis 90% der Gesamtbevölkerung sind Bauern, und ein beträchtlicher Teil sind Handwerker. Die fleißigsten Arbeiter am Bagdadbahnbau waren Armenier. Die Vertrauensposten überall beim Bahnbau hatten die Armenier inne. Der Hauptkassierer, der Hauptrechnungsführer der Bagdadbahn war ein Armenier. Es war undenkbar und unmöglich, daß die Bagdadbahnbaugesellschaft an irgendeinen großen und wichtigen Vertrauensposten einen Türken oder anderen Muhammedaner hätte stellen können.

Und wenn nun der alte Orient endlich einer Erneuerung entgegengehen soll, wenn neues Leben aus den Ruinen des Orients hervorblühen soll, neue Kulturwerke und Kulturwerte entstehen sollen, so bedarf es dazu unbedingt der armenischen Volkskraft. Ohne diese bliebe der Orient eine Wüste.

Max Eydt schreibt in seinem Buche: „Hinter Pflug und Schraubstock", daß es Dinge gäbe, in denen Orient und Okzident sich nicht verstehen. Mir ist zweierlei, wenn ich diesen Gedanken ausspinnen darf, aufgefallen.

Das erste betrifft: Wahrheit und Lüge. Bei allem, was man im Orient hört, muß man sich erst fragen: ist es auch wahr? Die bekannte orientalische Phantasie treibt oft die wunderlichsten Blüten, und das Merkwürdigste dabei ist, sie findet nirgends mehr Glauben, als im Orient selbst. Der Kirchenvorsteher einer protestantischen Gemeinde sagte mir vor 18 Jahren:

„Vor den Schranken einer türkischen Regierung die Wahrheit zu sagen, kann mich niemand zwingen, das

wird auch Gott nicht von mir verlangen. Wo nur die Lüge gilt, kann Wahrheit nicht aufkommen."

Nun ich fast 20 Jahre in diesem, fast hätte ich gesagt, „verlogenen" Lande gelebt habe, denke über obigen Ausspruch viel milder als damals. Es ist eine Binsenwahrheit augenfälligster Art, daß wahrheitsgemäßes Tun und Aussagen die Menschen, die Armenier sowohl als auch die Türken nur in Not und bitteres Leiden bringen. Nur ein Beispiel von unzähligen sei erwähnt:

Ein junger Armenier, Bedros mit Namen, ging nach Rußland, dort seinen verschollenen Vater aufzusuchen. Auf legalem Wege aber, wie es ein Abendländer tut, nach Rußland zu gelangen, war für einen Armenier völlig unmöglich. Also reiste er mit einem falschen Paß. Er kehrt mit dem wiedergefundenen Vater nach der Türkei zurück. Der Alte war ein aufrichtiger Mensch, der die Lüge haßte. Ohne falschen Paß aber gelang auch ihm die Rückreise nicht. Mit einem solchen kam er über die Grenze. Allein, um wieder in die heimatliche Stadt hineinzugelangen, bedurfte es wieder einer List, sonst gab es ein Unglück. Den alten Vater bei Tag in die Stadt gehen zu lassen, konnte nur gelingen, wenn dieser dem am Tor wachthabenden türkischen Soldaten sagte, daß er aus den nächsten Städtchen Severek komme. Niemand würde es ihm nicht geglaubt haben. Allein der alte Armenier konnte nicht lügen; so sagte er aus, daß er aus Rußland gekommen sei. Sofort wird er ins Gefängnis geworfen. Dort weiter untersucht, sagte er weiter aus, daß sein Sohn ihn gebracht habe. Und auf die weitere Frage, wo dieser jetzt sei, nannte er den Namen des Dorfes und daß er nachts in die Stadt kommen werde. Auch der Sohn wurde geholt und ins Gefängnis geworfen. Hier haben die zwei sechs Monate lang zu schmachten gehabt.

Sollen wir darum einen Stein auf orientalische Christen werfen, die sich in einem Land voll Ungerechtigkeit helfen, wie es geht? Sie sind in einen Sumpf hineingeboren und müssen ihr ganzes Leben in ihm zubringen.

Auch Genauigkeit in Angaben und Aussagen ist nicht

des Orientalen Sache. Es ist eine große Seltenheit, im Orient einen Menschen mit scharfer Beobachtungsgabe zu finden. Im Geschäftsleben ist dies ein schwerwiegender Mangel. Der europäische Geschäftsmann macht dem Orientalen leicht moralische Vorwürfe, weil ein Mangel an Schulung des Verstandes vorliegt. Ich behaupte, daß kein Türke zu finden ist, der deswegen einem Armenier einen Vorwurf machen würde. Genauigkeit verlangt der Türke nicht vom Armenier, weil er sie selbst nicht kennt. Auch hierzu ein Beispiel:

Einer meiner türkischen Freunde ist Großkaufmann. Er hat eine Geschäftsfiliale in Diarbekr, die ganz in den Händen eines Armeniers liegt. Ich fragte den Türken, ob er keine Angst habe, der Armenier könne ihn betrügen. „Nein", sagte er, „da brauche ich mich nicht zu ängstigen. Ja, wenn die 50 000 Franken, welche dort in meinem Geschäfte stecken, in den Händen eines meiner Glaubensgenossen wären, möchte ich wohl Ursache zur Sorge haben, aber in den Händen eines Armeniers passiert mit meinem Gelde nichts. Dazu ist der Armenier zu berechnend. Er weiß, daß, wenn mir aus dem Geschäfte Verluste erwachsen, ich ihn seines Amtes entsetze."

Darauf erwiderte ich: „Wie kannst du aber wissen, ob er nicht, wenn er für dich einen Einkauf macht, beispielsweise statt 5 Franken, welche er auslegt, 5.50 Franken bucht? Welche Kontrolle hast du?"

Jetzt lachte mein Freund und sagte die bezeichnenden Worte: „Ja, dazu ist er imstande. Jedenfalls wird er nicht so dumm sein, und sich selbst zu Schaden bringen. Aber unser Geschäft kann diese Kleinigkeit wohl vertragen, es wirft genug ab für uns beide." So ist der Orient!

Was ich selbst in den letzten Tagen meines Urfa-Aufenthaltes von einigen Armeniern Unangenehmes erfahren habe, entschuldige ich voll und ganz. Es steckt im armenischen Volke eine nur zu begreifliche Schwäche, welche sich auch mir gegenüber unliebsam bemerkbar machte. Es ist ein tiefsitzendes Rachegefühl für das un-

sagbar schändliche Unrecht, daß sie erduldet haben, aus dem so manches geboren ward, was dem Volke immer wieder zum Schaden wird.

Könnte man es doch jedem armenischen Herzen eingeben, daß es die Gesinnung der Rache verbannen möchte. Jetzt, wo, so Gott will, ein freies Armenien entsteht, ist es doppelt wichtig, daß das Volk diese Gesinnung, die den Volkscharakter verdirbt, verliert. Geschieht dies nicht, bricht mit Notwendigkeit neues Unglück herein. Denn es ist nicht anzunehmen, daß im neuen Armenien nur Armenier wohnen, eine große Zahl der bisher bestgehaßten Kurden und Türken wird, wenigstens auf Jahre hinaus, dort wohnen müssen. Wenn sich der Armenier von dem tiefsitzenden Sinnen auf Rache und Vergeltung leiten läßt, so wird sich der Muhammedaner gegen den Armenier auflehnen. Das freie Armenien darf nicht vergessen, daß rings um ihr Land zahlreiche Muhammedaner wohnen, während es selbst nur ein kleines Völklein ist, dem jene wieder fürchterlich beikommen können.

Trotz allem Unangenehmen, daß auch mir von seiten einzelner Armenier widerfahren ist, will ich mit meiner Frau wieder hinausziehen, wie bisher für dieses arme Volk zu arbeiten, und an meinem Teile dazu beitragen, daß es nach all den furchtbaren Leiden, die es ertrug, ein glückliches Volk werde.

Mich noch etwas über die politische Lage auszulassen, gelüstet mich, allein ich will es lassen, weil ich etwas pessimistisch in die Zukunft schaue. Aber festhalten will ich dennoch an der Hoffnung, daß dem armen Volksreste doch bald eine glückliche Zeit erblühe, da es vergessen kann, was es alles seit 1915 ausgestanden hat.




DS195 .K95
Im Lande des Blutes und der Tranen;
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00003 8358